Geo.u.
479
-2-

Geo. u. 479-2

<36621079670012 S

<36621079670012

Bayer. Staatsbibliothek
E.B.

Unterhaltungen
für
Freunde
der
Länder- und Völkerkunde.

Oder

Sammlung kleiner, interessanter und noch ungedrukter Reisebeschreibungen, geographischer Nachrichten, Aufsäzze und Auszüge zur nähern Kenntniß minder bekannter Länder und Völker.

R

Zweiter Theil.

Stutgart,
bei Erhard und Löflund.
1790.

Geo.u. 479-2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt

I. Das Königreich Ponthiamas. Aus dem Französischen. Seite 1.

II. Versuch über die Sitte der indischen Weiber, sich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen. (Ein Aufsaz.) S. 7.

III. Beschreibung der Insel Java. (Ein gedrängter Auszug.) S. 18.

IV. Probe von der Titulatur des Sultans von Menangkabow, auf der Insel Sumatra. (Ein Auszug.) S. 55.

V. Beschreibung der Philippinischen Inseln. (Ein Aufsaz.) S. 65.

VI. Von der Insel Guam. (Ein Auszug.) S. 78.

VII. Nachrichten von der Insel Madagaskar. (Ein Auszug.) S. 93.

VIII.

VIII. Zur Geschichte der Insel Madagaskar. Aus Briefen. (Aus dem Französischen.) S. 107.

IX. Milran's Reise nach der Insel Jersey. (Aus dem Französischen.) S. 113.

X. Nachrichten von Georgien. (Ein Auszug.) S. 129.

XI. Ungarische Merkwürdigkeiten. (Ein Auszug.) S. 160.

XII. Mineralogie von Lappland. (Ein Auszug.) S. 174.

XIII. Beschreibung des Mälstroms in Norwegen. (Ein Auszug.) S. 183.

XIV. Zur Geschichte und Beschreibung der Lukaien-Inseln. (Aus dem Französischen) S. 193.

XV. Beschreibung der Insel Zuahni. (Aus Sullivans Reisen.) S. 215.

XVI. Tabelle über die Volksmenge von Frankreich. (Aus dem Französischen.) S. 221.

I. Geo-

I.

Das Königreich Ponthiamas.

Von Malakka gegen Norden zu liegt ein kleines Ländchen, genannt Kankar, oder wie es gemeiniglich auf den See-Karten stehet Ponthiamas. Dieses Ländchen liegt zwischen dem Reich Siam, das durch seinen Despotismus immer mehr und mehr entvölkert wird; zwischen Kamboya, das gar keine beständige Regierungsform hat, und zwischen den Besizzungen der Malaien, deren unruhiger Geist, weder von innen, noch von aussen Friede halten kann. Von solchen Nachbarn umringt, war das schöne Land unbebauet, und beinahe ganz unbewohnt, bis ohngefähr vor 70 Jahren.

Ein Sinesischer Kaufmann kam mit seinem Schiff öfters an diese Küste, und betrachtete sie

mit jenem forschenden Geist, mit der überlegenden Klugheit, die seiner Nazion so eigen sind. Es schmerze ihn, daß ein so großer Strich Lands auf immer unfruchtbar liegen bleiben sollte, da doch der Boden viel fruchtbarer war, als der beste in China; er machte also einen Plan, ihn zu benuzzen. In diesem Vorhaben, warb er eine gewisse Anzahl Kolonisten, sowohl aus China, als den benachbarten Völkern; dann verschaffte er sich auf eine gute Art den Schuz der mächtigsten herumliegenden Fürsten, die ihm selbst eine Anzahl Truppen in seinem Sold überliessen.

Auf seinen Reisen nach Batavia, und auf die Philippinische Inseln lernte er von den Europäern alles, was sie nach den Chinesern gutes in ihrer Staatskunst haben; er lernte die Kunst zu bevestigen, und sich zu vertheidigen. Der Gewinn, den er aus seiner Handlung zog, sezte ihn bald in den Staud, daß er Wälle aufwerfen, Schanzgräben herumziehen, und sich mit Artillerie versehen konnte. Diese ersten Vorkehrungen stellten ihn gegen die Einfälle der angränzenden barbarischen Völker in Sicherheit.

Die Felder vertheilte er als ein wahres Geschenk an seine Kolonisten, ohne sich Frohndienste, Lehensgebühren oder andere dergleichen Rechte vorzubehalten, die dem Ackerbau am meisten scha=

schaden, und von keinem klugen Volke jemals sind ausgeübt worden; er verschaffte auch seinen Kolonisten sogar noch alle Instrumenten, die sie nöthig hatten, ihre Felder gut zu bestellen.

Da sein Plan war, ein Völkchen aus Ackers- und Handelsleuten aufzurichten, so fand er für gut, ihnen nur solche Gesezze zu geben, wie sie die Natur den Menschen unter allen Himmelsstrichen gibt; er verschaffte diesen Gesezzen Ansehen, indem er selbst der erste war, der sie genau befolgte, durch sein Beispiel von Simplizität, Fleiß, Mässigkeit, Aufrichtigkeit und Menschenliebe; er führte also eigentlich keine Gesezze ein, aber er that mehr, er führte gute Sitten ein.

Sein Ländchen wurde das Vaterland aller fleißigen Leute, die sich darinn niederlassen wollten. Sein Haven war allen Nationen offen; durch solche Anstalten, wurden die allzuhäufigen Wälder bald niedergehauen, die Felder umgerissen, und mit Reis besäet; man grub Kanäle, die Felder zu wässern; bald folgten reiche Erndten, die zuerst den Einwohnern ihre Nahrung verschafften, in kurzer Zeit aber zum Stoff des ansehnlichsten Handels wurden.

Die umliegenden Barbaren, ganz erstaunt über die schnellen Verwandlungen dieses sonst un-

fruchtbaren Landes, kamen und holten sich Lebensmittel aus dem Magazin von Ponthiamas. Dieses kleine Ländchen ist jezt die wahre Vorraths-Kammer dieses östlichen Theils von Asien. Die Malaien, die Einwohner von Cochinchina, selbst das fruchtbare Siam betrachtet diesen Haven als den sichersten Zufluchtsort wider die Hungersnoth.

Reis wird in diesem Ländchen am meisten und zwar eben so gebaut, wie in Cochinchina. Die glüklichen Einwohner von Ponthiamas haben ihren Ueberfluß nicht einer besondern Art der Landes-Kultur, sondern ihren Gesezzen und Sitten zu verdanken.

Wenn der Sinesische Kaufmann der Stifter dieser handelnden Akkersgesellschaft, den übrigen Souverainen von Asien nachgeahmet, und willkührliche Auflagen eingeführt hätte; wenn er nach dem Beispiel seiner Nachbarn durch Einführung der Lehens-Herrschaft, dem Scheine nach die Felder ihren Akkersleuten, im Grunde aber, die eigenthümliche Herrschaft einem einzigen überlassen hätte; wenn er sich einen Pallast gebaut, und statt der Simplizität seines Hauses, Schwelgerei und Luxus darinn eingeführt; wenn er seine Größe darein gesezzet, einen glänzenden Hof zu halten, sich von einem Haufen unnüzzer Diener umrin-

umringet zu sehen, und nur die schönen Geister zu schäzzen; wenn er die arbeitsamen Leute, die die Erde umreissen, sie mit ihrem Schweise benezzen, und ihre Brüder ernähren, verachtet; wenn er seine Kolonisten wie Sklaven behandelt; wenn er die Fremden nicht als Freunde in seinem Haven aufgenommen hätte: so würden die Felder seines Landes noch wüst und unbevölkert seyn, oder seine unglüklichen Einwohner würden ohngeachtet ihrer Wissenschaft von Akkerbau, und samt den besten Werkzeugen der Kultur, Hungers sterben. Aber der einsichtsvolle Kiangtse (so hieß der Negoziant) war überzeugt, daß auch er reich sei, sobald es seine Kolonisten seien: er legte also nur eine mässige Auflage auf die Einfuhr fremder Waaren; der Ertrag seiner Felder, schien ihm hinreichend ihn mächtig zu machen. Seine Aufrichtigkeit, seine Mässigung, seine Menschenliebe verschafften ihm Ehrfurcht. Er verlangte nicht seine, sondern die Herrschaft der Vernunft vest zu sezzen. Sein Sohn, der jezt an seinem Plaz ist, hat mit den Gütern seines Vaters, auch seine Tugenden geerbt. Er ist durch den Akkerbau und Handel mit Lebensmitteln, die sein Ländchen trägt, so mächtig worden, daß ihm die benachbarten Barbaren alle den Titel eines Königs geben, den er aber verschmäht. Er verlangt kein andres Recht der Hoheit, als das schönste aus allen, nämlich

jedem Menschen Gutes thun zu können; er ist zufrieden, daß er der erste Akkersmann, und der erste Kaufmann seines Landes ist, und verdient also eben wie sein Vater, nicht nur den Namen eines Königs, sondern den noch größern, eines Wohlthäters der Menschen.

II.

II.

Versuch
über die Sitte der indischen Weiber, sich mit den Leichen ihrer Männer zu verbrennen.

Das einzige Mittel das auch schwach organisirte Menschen über Tod und Gefahren kann siegen machen, ist — Fanatismus! —

Wie schröklich sind die Folgen der Schwärmerei, die im rasenden Taumel der benebelten Vernunft alle Bande der menschlichen Gesellschaft auflößt, und den Schwachkopf zum Ungeheuer umwandelt! —

Unter diese Folgen gehört auch die alte Sitte der Bewohner an den Ufern des Gangesstroms, a) von der ich hier meinen Lesern aus den neuesten Beschreibungen gezogene authentische Nachrichten mittheilen will. —

a) In Ostindien.

Man hat vieles über diese barbarische Gewohnheit geschrieben, von welcher die ältesten Geschichtschreiber schon Meldung thun; und noch immer staunt man über die Wirkungen dieses religiösen Fanatismus, der ohne Zweifel einer grausamen Politik seinen Ursprung zu danken hat, um die Weiber zu verhindern, den Tod ihrer Gatten zu beschleunigen. b) — Wenn wir die wütendsten Ausbrüche der religiösen Schwärmerei auffsuchen wollen, so dürfen wir nur zu den Indiern gehen, in deren Adern siedheißes Blut kochet, das vom Aberglauben Nahrung erhalten, sie zu den kühnsten unmenschlichsten Tollheiten fähig macht, von denen ich meinen lieben Lesern ein andermal mehrere Beispiele vorlegen werde. —

Religiöse Schwärmerei und Stolz, sind die Beweggründe der sonst unerklärbaren, und mit der Natur des Menschen, so wie mit der Einrichtung einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft streitenden Gewohnheit, daß die Wittwe sich, nach dem Absterben des Mannes mit deßen Leichnam verbrennt. — Daß eine der Triebfedern dazu, religiöse Schwärmerei sei, ist daraus klar, weil man den armen Schlachtopfern glaubend macht, daß sie für diesen Beweiß ehelicher

b) Der alte griechische Geschichtschreiber Diodorus Sikulus spricht auch davon.

licher Liebe und Treue den höchsten Grad himmlischer Freuden schmekken werden; und daß Stolz sich mit ins Spiel mische, ist nicht abzuläugnen, weil nur die Vornehmsten unter den heidnischen Ostindiern, nemlich die Weiber der Braminen, das Vorrecht haben, sich zu verbrennen. — Allein beide Stüzzen mit deren Hülfe dieser widernatürliche Gebrauch sich bisher erhalten hat, fangen an zu wanken. — In allen denen Staaten, wo die Fürsten der mohamedanischen Religion zugethan sind, (und deren sind jezt die mehrsten) ist ausdrüklich verboten, daß keine Wittwe sich mehr verbrennen soll, und diese lezteren haben, unter andern durch den Umgang und durch das Beispiel der Europäer schon gelernt, daß den Verstorbenen mit einem solchen Opfer nicht gedient, und daß es sicherer sei, das, was man hat, zu genießen, als eine unsichere Belohnung so theuer zu erkaufen. Auf Ostindiens westlicher, der sogenannten malabarischen und der Marattenküste, wo die mohamedanische Religion den wenigsten Eingang gefunden hat, fallen dergleichen Verbrennungen noch wohl vor, doch werden sie auch da schon seltner, und die Strenge der Braminen hat den Weibern den Flammentod gegen eine ewige Wittwenschaft erlassen; nur hie und da verbrennt sich noch eine, die, was man in Europa nicht begreiffen wird, ihren Mann

wirklich lieb genug gehabt hat, um ihn nicht überleben zu wollen, oder deren andächtige Begierde nach den unbekannten Freuden jener Welt sie gegen die hier vorhandenen unempfindlich gemacht hat. Doch eben so wie diese Unempfindlichkeit widernatürlichen Ursprungs ist, so muß sie auch durch widernatürliche Mittel unterhalten, und bis zum lezten fürchterlichen Augenblik gestärkt werden. —

Die gänzliche Enthaltung von Speisen, welche die arme durch Vorurtheil und Ueberredung verblendete Wittwe, nach der Vorschrift der Braminen, beobachten muß, um sich zu dem vorhabenden Opfer zu bereiten, schwächt, wie alles Fasten, die Lebhaftigkeit der körperlichen Empfindung, und gewissermaßen selbst die Liebe zum Leben. — Das Gebet, welches die Geistlichen Tag und Nacht mit ihr fortsezzen, hizt die Einbildungskraft und zieht sie von sinnlichen Gegenständen ab, und das berauschende Opium erhöht, am Tage des Opfers, den Muth des schwachen Weibes, den ohne dies Hülfsmittel der bloße Anblik des fürchterlichen Scheiterhaufens niederschlagen könnte. — Die Art der Verbrennung selbst ist nicht durch ganz Ostindien einerlei, sondern auf der Küste Malabar anders, als auf der Küste Coromandel, und wiederum anders in Bengalen. Am leztern Orte ist, seit der Herrschaft der Engländ-

länder, diese grausame Gewohnheit zwar gänzlich abgeschafft, doch wird sie noch in den innern Gegenden des Landes heimlich, ja, wie man den geldgierigen europäischen Oberherren nachsagen will, wenn die andächtige Wittwe eine gewisse Summe Geldes bezahlt, wohl gar öffentlich geduldet. In welche Abscheulichkeiten verleitet die Habsucht! Unvergängliche Denkmale davon, haben die Europäer in Amerika und in Ostindien hinter sich gelassen, haben Schandsäulen ihres Geizes an den Ufern des Ganges so wie auf der afrikanischen Küste und im südlichen Amerika errichtet, bei denen jeder Gefühlvolle ausspeit. Ihr Name ist in den Herzen schuldloser Menschen gebrandmarkt, die ihre Brüder waren! — — — Das Eigenthümliche der Methode bei dieser Zeremonie besteht in Bengalen darinnen, daß der Scheiterhaufen auf mannshohen Pfählen errichtet ist c). In Bengalen giebts auch Weiber, die sich auf den entseelten Leichnam ihres Gatten fest binden lassen.

Ein Trupp ostindischer Musiker, (die in Absicht des Geräusches, und der äußern Form mit

c) Eine Abbildung von diesen Verbrennungs-Zeremonien findet man in Sprengels Kalender, welchen ich bei diesem Aufsazze hauptsächlich auch zu Rathe zog.

mit der Janitscharen-Musik manches gemein hat,) eröffnet den Zug, mit welchem die Heldinn des Schauspiels zu ihrem Opfer-Tode geht. Der wilde Klang von Hörnern und Trommeln verkündigt den Sieg der Schwärmerei über die Natur, hilft die freiwillig sich Opfernde vollends betäuben, alle Besinnung von ihr verscheuchen, ergözt und zerstreut den neugierig und gedankenlos nachfolgenden Pöbel. Nach der Musik folgen einige Braminen, mit Blumen in den Händen die der Gottheit geweihet sind, und in den Pagoden-Tempeln bei Gözzenopfern gebraucht zu werden pflegen. — Nach diesen Braminen, die gewöhnlich von der Familie des Verstorbenen sind, erscheint die Wittwe in einem langen weißen Gewand mit herabhängendem Haar; sie nimmt in der Nachbarschaft des Scheiterhaufens, ihr Geschmeide ab, und giebt es ihrer nächsten Verwandtin, die in gleichem Anzuge als sie selbst vor ihr steht, und den lezten Beweiß von Zuneigung in niedergeschlagener Stellung annimmt. Hinter der Wittwe folgen andere Braminen mit Gefäßen voll Oel, und auf diese noch andere mit brennenden Fakkeln. —

Dieß sind in Indien lange Stäbe von einer sehr harzigen Gattung Holz, die langsam und so hell als unsere Wachsfakkeln brennen. —

Nach

Nach Austheilung ihres Schmukkes nehmen alle Verwandten Abschied von der Leidtragenden, und wünschen ihr mit weinenden Augen Glük zu der Freude des Himmels, die sie zu erkaufen im Begriffe steht, dann steigt sie, vermittelst einer Leiter, auf den Scheiterhaufen, legt sich neben den Leichnam ihres Gatten, und umfaßt denselben. — Nun wird über beide ein großer Baum fest gebunden, (ohne Zweifel um die Unglükliche, wenn sie nach ihrem Entschluß wankend werden sollte, wider Willen, und zu Verhütung öffentlichen Aergernißes, fest zu halten) und sodann die Lükke unter dem Scheiterhaufen mit dürrem Reißig und allerhand brennbaren Materialien in einem Augenblik ausgefüllt; die Braminen des Gefolges leeren ihre Oelgefässe auf dieses Reißig aus, und der nächste Verwandte zündet es mit seiner Fakkel an; der Rest des Gefolgs vermehrt die Flamme, auf allen Seiten durch Anlegung der Fakkeln, und wenn nun das arme Schlachtopfer nicht gleich durch den aufsteigenden Dampf, der sie dem Anblik der Zuschauer verhüllt, erstikt wird, so überstimmt wenigstens das wilde Ertönen der Instrumente und die lauten Triumphgesänge der Braminen ihr jämmerliches Angstgeschrei. So bald der Scheiterhaufen selbst auf allen Seiten in Flammen steht, und man sicher annehmen darf, daß die Sterbende keinen Laut mehr von sich

geben

geben kann, dann wird die Musik still, und diese Stille mit dem Anblik der lodernden Flammen, müßte auf fühlende Herzen einen schauderhaften Eindruk machen, wenn Gewohnheit nicht jeden Eindruk schwächte, oder gar vernichtete; bald ist von dem dürren Holze nichts als ein Häufchen Asche mehr übrig, man sammelt alsdann die Gebeine, welche das Feuer etwa verschont hat, und wirft sie in den Ganges oder in einen andern geheiligten Fluß, gießt Milch als eine Libation oder Todtenopfer auf die Stätte, und die Braminen kehren im Triumph, darüber, daß sie eine Seele an den Ort der Freude befördert haben, in Prozession nach Hause zurük. —

Auf der malabarischen Küste wird der Scheiterhaufen in einer tiefen Grube errichtet, so daß die oberste Fläche des Holzstoßes, auf welchem der Verstorbene liegt, noch ein paar Fuß niedriger als der Rand der Grube, und folglich über der Erde nichts davon zu sehen ist. — Von dem ausgegrabenen Erdreich werden dicht an der Grube ein paar Hügel aufgeworfen, und dann der ganze Plaz mit fünf Fuß hohen Schranken von ausgespanntem weissem Kattun umzäunt. Die Prozession ist bis auf geringe Abänderungen, dieselbe, als weiter oben beschrieben worden. — Unterdessen daß die Wittwe sich ihres Schmukkes

kes entledigt, wird der vom trokkensten Holze lokker aufgesezte, und mit brennbaren Materialien vermischte Scheiterhaufen in Brand gestekt.

Nun steigt die sich Opfernde auf einen von jenen Erdhügeln: die Wand von Kattunleinwand, welche ihr den Anblik der Flammen-Gruft verbarg, wird von dieser einzigen Stelle plözlich weggerissen, und in demselben Augenblik springt sie, mit einem Gefäß voll Oel auf dem Haupte hinein. Die Verwandten, die mittlerweile sich in einen Kreiß gestellt haben, und wegen der sonst überall stehenden Wand von ausgespannter Leinwand, nicht in die Grube hinein sehen können, werfen ihre mitgebrachten Geschirre voll Oel nach, und der Rest der Zuschauer wirft weit schneller als unsere Todtengräber, die Erde und Stükke troknen Holzes hinterdrein. Das arme Schlachtopfer ist mittlerweile entweder vom Rauch erstikt, oder, das von Oel triefende Kleid hat unverzüglich Feuer gefangen, und ihrer Qual schnell ein Ende gemacht; das von allen Orten herzustürzende Holz verbirgt endlich in wenig Sekunden den grauenvollen Anblik vor aller Augen, indem von der ganzen Szene izt nichts mehr als ein niedriger, nur etliche Fuß hoher Klumpen Holz, in Flammen lodernd, zu sehen ist. — Dieß hat nun schon ungleich weniger

schrök-

schrökkendes, und beruhigt die Einbildungskraft, durch das unbedeutende Ansehen eines Wachtfeuers. —

Die dritte Methode weicht von der vorhergehenden blos darinn ab, daß der Scheiterhaufen zwar über der Erde, aber nicht auf Pfählen errichtet, und ungefähr nur mannshoch ist. —

In einigen Gegenden (sagt der Reisebeschreiber Sonnerat) lassen sich die Wittwen mit dem Leichname ihres Gatten lebendig begraben. — Sie sezt sich in das hiezu bestimmte Grab, das wie ein Keller ausgehölt ist, hält ihren entseelten Gatten in den Armen, und sogleich scharrt man die Erde um sie her zu, bis an den Hals des Weibes. Man bedekt sie mit einem Tuche, reicht ihr noch einen besonderen Trank in einer Muschel, und erdrosselt sie. —

Nun sagen Sie, meine Leser, sind das nicht schauervolle Wirkungen abergläubischer Schwärmerei? — Auch die wärmsten Empfindungen erstikket diese Geistesmörderin — die mütterliche Liebe! — Im Jahr 1763. wurde ein solches unglükliches Schlachtopfer des Aberglaubens auf der koromandelischen Küste, in der Gegend von Trankebar d) verbrannt. — Sie hatte den Kopf ihres Gatten

d) Diese Stadt in der Landschaft Tanschur, ist wegen der berühmten Missionsanstalt, welche ihre Besizzer die Dänen darinn gestiftet haben, bekannt.

Gatten auf ihrem Schoose liegen; — auf einmal erblikt sie ihr einziges Söhnchen, das erst noch an den Brüsten dieser unnatürlichen Mutter war gesäugt worden; sie begehrte ihn nochmalen zu umarmen; sie drukte ihn an den emporschwellenden Busen; die Natur erhob ihre Stimme wieder, um ihre Rechte zu behaupten; das Mutterherze schien sich der sanften Empfindung wieder zu öffnen, als plözlich die Schwärmerei wieder aufwachte; beschämt über ihre Schwachheit, sties sie den Säugling zurük, ergriff die brennende Fakkel und zündete den Scheiterhaufen selbst an! — — — Gott im Himmel, wie tief können Menschen sinken!

III.
Beschreibung der Insel Java *).

Diese Insel wird vorzugsweise und zum Unterschiede von der Insel Bali oder klein Java, die in Ansehung der ersten gegen Morgen liegt, und von ihr blos durch eine Meer-Enge abgesondert ist, gemeiniglich groß Java genannt. Ihr eigentlicher Name ist nicht Java, sondern Djava, welcher Name von einer gewissen Getraid-Art herrührt, die dem Geschmak nach dem Hirse nahe kömmt, und ehe der Reis hier bekannt wurde, nicht nur dieser Insel zu einem allgemeinen Nahrungs-Mittel diente, sondern auch in benachbarte Gegenden verführt wurde.

Die Einwohner von Boruno werden für die ersten Entdekker dieser Insel gehalten. Sie pflegten jährlich große Ladungen von jenem Getraide zu

*) Ein Auszug aus der von Ebert aus dem Holländischen übersezten Beschreibung dieser Insel.

zu holen, und dafür die Javaner mit Kleidungsstükken, und andern ihnen nöthigen Waaren zu versorgen. Auch die Einwohner der Molukischen Inseln scheinen ebenfalls sehr zeitig Handlung mit ihnen getrieben zu haben, da es sehr wahrscheinlich ist, daß verschiedene Thiere und Hausgeräthe von ihnen herkommen, da sie noch heutiges Tags Amboinische Namen führen. Die Insel Java ist nicht weit von dem Aequator entfernt. Ihre nördlichste Spizze hat eine südliche Breite von 5 Grad 25 Minuten; und die südlichste, eine Breite von 8 Grad 6 Minuten. Die mittlere Breite der Insel beträgt ohngefähr 1 1/2 Grad, ihre Länge aber enthält gegen 9 Grad.

Die östlichste Spizze dieser Insel stellt eine kleine Halbinsel vor, die sich in drei Vorgebürge endigt. Weiter gegen Nordost liegt das Vorgebürg Jandano; von da läuft die Küste in einer Strekke von 1 1/2 Graden, ganz flach, bis an die Spizze Kaleyer fort; in diesem Zwischenraum befindet sich die Meerenge von Madura, die zwischen Java und Madura ist. Von dieser Spizze, bis an die von St. Nikolas läuft die Küste mit vielen Vorgebürgen und Meerbusen fort. Die Ufer sind hier fast überall mit Klippen und kleinen Inseln besezt; diese Strekke faßt auch die Rhede von Batavia in sich. Weiter auf der Süd-

west = Seite ist die Meerenge von Sumatra, und die Prinzen = Insel, die von Java durch die sogenannten Behaeden Passasche getrennt ist. Von da läuft die südliche Küste der Insel fort, und endigt sich an der östlichen Spizze. Auf dieser Küste liegen noch die zwei kleinen Inseln Combang und Baron, wovon diese eine mit steilen Felsen besezte Küste hat, die bis in eine unermeßliche Tiefe, senkrecht in das Meer gehen, so daß man an diesen Stellen keinen Grund finden kann. Diese südliche Küste endigt sich an der östlichen Spizze der Insel, allwo die Insel Bali oder klein Java liegt, die eine Meerenge mit ihrer westlichen Spizze bildet.

Die Insel Java besteht aus verschiedenen Königreichen, die durch unabhängige Fürsten beherrscht werden; unter ihnen ist der Kaiser von Java, oder wie er im Land genannt wird der Son Souhanam, der mächtigste; hiezu kommen noch die Besizzungen der holländischen ostindischen Kompagnie, die sehr ansehnlich sind und meistentheils in Niederlassungen bestehen, die in den verschiedenen Provinzen der Insel liegen.

Der westliche Theil der Insel macht das Königreich Bantam aus. Dieses Königreich hat seinen eigenen unabhängigen Beherrscher. Ein

Theil

Theil dieses Königreichs stoßt an die Meerenge Sunda, die es von der Insel Sumatra trennt.

Die äußere Küste von Bantam hat viele Dörfer und Flekken; auf der nordöstlichen Seite liegt die Stadt Anir an zwei Flüßen; sie ist eigentlich nur ein offener Flekken, welcher ungefähr 1000 Familien enthält, die zum Theil in der Stadt selbst, zum Theil aber vor derselben wohnen. Wenn man einige Gebäude der Vornehmen ausnimmt, so bestehen fast alle Häuser aus Bambus.

Außer Anir findet man in dieser Gegend noch zwo ähnliche Städte, nämlich Jankolan und Freritti, ingleichen zwanzig Dörfer, die zusammen beinahe 40000 Einwohner in sich enthalten. Aber die vornehmste Macht des Königreichs besteht in der Stadt Bantam, die nach Batavia die wichtigste Stadt auf Java ist.

Ehemals war hier der Siz des Pfeffer= und Gewürzhandels; die Javaner holten diese Produkten aus den Molukkischen Inseln, und wurden mit mohrischen Fahrzeugen, die aus Arabien und einigen Gegenden von Indien kamen, durch die ganze Welt verführt. Dieser Handel aber ist sehr gefallen, und mit ihm auch der Flor der Stadt; auch ist sie überdas zu Ende des vori=

gen Jahrhunderts abgebrannt, und hat seit der Zeit bei weitem ihre vorige Größe und Macht noch nicht erhalten.

Die Stadt liegt in der Mitte einer Bucht, vor welcher verschiedene kleine Inseln liegen, die die Gewalt des Wassers dergestalt brechen, daß man hier eine vollkommen sichere Rheede hat.

Die Gegend, in der die Stadt ist, ist sehr eben und macht den Fuß eines hohen Gebirges aus, welches von der Rheede betrachtet, eine sehr angenehme Aussicht giebt.

Bantam ist auf allen Seiten mit Wasser umgeben, das sie aus einem Fluße, der mit ihr gleichen Namen führt, erhält. Aus ihm wird auch der Stadtgraben abgeleitet, welches sehr bequem geschieht, da der vornehmste Arm dieses Flußes durch die Stadt läuft. Da die Lage dieser Stadt den Holländern sehr wichtig war, so haben sie schon vor etwa hundert Jahren an der Mündung des Flußes Bantam eine Vestung, der sie den Namen Speelwyck gaben, aufgerichtet. Diese Vestung ist zwar nicht groß, allein ungeachtet deßen ist sie doch im Stande, die ganze Stadt in Gehorsam zu erhalten, vermittelst einem hohen Reiter 5 und einer Batterie von zehn Kanonen, die im Nothfall die Stadt ganz niederschießen können. Es

Es ist auch ein ansehnliches Pakhaus hier, welches zur Aufbewahrung des Pfeffers und anderer Waaren, die von der ostindischen Handlungsgesellschaft eingekauft, und verkauft werden, dient.

Die Stadt selbst ist sehr schlecht und unordentlich gebauet, auch ihre Vestungswerke haben nicht viel zu bedeuten. An der Seeseite findet man eine hohe dikke Mauer nebst einigen baufälligen Bollwerken, die mit etlichen Kanonen besezt sind.

In der Stadt giebt es drei Hauptstraßen, die auf den Markt führen, und insgesammt mit großen Kokos-Bäumen besezt sind. Allein die Häuser sind sehr schlecht, aus gespaltenem Rohr, Kokos-Bäumen, oder Schilf zusammengesezt, die Zwischenräume sind mit Thonerde ausgefüllt, und hernach mit Kalk überworfen; die Dächer einiger Häuser sind mit Ziegeln, allein der meisten nur mit Pisang und andern großen Blättern bedekt.

Man findet auch, jedoch in sehr geringer Anzahl, steinerne Häuser, wovon das vornehmste das königliche Schloß ist, welches auf dem grossen Markte steht, und im Jahr 1680, von einem holländischen Ueberläufer, der bei der Kompagnie

als Maurermeister in Diensten stund, erbauet worden. Dieses königliche Schloß stellt ein längliches Vierek vor; zu seiner Vertheidigung hat es 4 Basteien, und zwischen jedem Paar einen halben Mond, welche Werke insgesammt mit hinlänglichem Geschüz versehen sind, auch ist es mit einem Graben umgeben. Das Innere dieses Gebäudes ist sehr prächtig, und enthält viele artige, auf holländische Art angelegte Zimmer, die mit holländischem und mohrischem Hausgeräthe ausgeziert sind.

Das beßte Gebäude nach dem königlichen Schloß ist das Haus des Chinesischen Befehlshabers, welches außer den Wällen der Stadt in dem Chinesischen Quartier liegt, das eine der vornehmsten Vorstädte dieser Stadt ist. Hier wohnen sehr viele Chineser, ohne welche der ganze Handel von Bantam nicht viel zu bedeuten haben würde; denn auf dem Markte der Eingebornen kann man nichts als einige Früchte bekommen.

Nicht weit vom königlichen Schloß ist eine kleine Zitadelle, die den Namen Diamant führt. Sie ist nicht groß, und nur mit einigem Geschüzze versehen. Hier wohnt der holländische Befehlshaber, der tausend Mann zur Beschüzzung des Königs unter sich hat. Nicht weit von diesem

sem Werke befindet sich eine große, steinerne Brükke über den Fluß. Unter den hölzernen Gebäuden verdient der schöne Tempel der Mohren den Vorzug. Er besteht aus fünf Stokwerken, wovon die obersten immer kleiner sind, als die untersten, doch ist darinn, so wie in allen Tempeln der Mohren, nichts merkwürdiges zu sehen.

Gegen die Landseite zu hat die Stadt eine unsichere Lage, weil die Mauern fast überall eingefallen sind, und sich niemand um ihre Wiederherstellung bekümmert. Außer der Stadt trift man an der Küste einige Salzsiedereien an, die sich auch in einem erbärmlichen Zustande befinden.

Man findet in dieser Stadt verschiedene Nazionen, die sowohl aus Europa, als auch aus den östlichen Ländern der Handlung wegen hieher kommen. Doch bestehet beinahe ihr ganzer Handel blos im Einkauf von Jngwer; denn der Pfeffer-Handel gehört ausschließlich der holländisch-ostindischen Kompagnie.

Die ersten Beherrscher dieses Königreichs sind unbekannt. Die Geschichte dieses Königreichs, so weit sie den Europäern bekannt ist, fängt von einem gewißen Jbn Jsrael an, der

im Jahr 1406 aus Arabien kam, und die Einwohner, die alle Heiden waren, zur Annahme der mahumetanischen Religion bewog, und sich zugleich diese Gegenden unterwarf. Seine Nachkommen haben lange seinen Thron beseßen; ihr Reich war aber viel ausgedehnter, als das jezzige Königreich Bantam, denn sie besaßen zugleich noch viele Stükke des Königreichs Jacatra.

Die erste Reise der Holländer nach dieser Insel ist vom Jahr 1595. Bantam war der Ort, wo sie sich zum ersten niederließen; es waren vier Schiffe der ostindischen Kompagnie, die hier landeten.

Die Holländer hatten aber das Unglük gleich bei ihrer Ankunft den Haß der Portugiesen, die damals die mächtigste Europäische Nazion in Ostindien waren, zu empfinden.

Hiezu kam noch das Verfahren des holländischen Schifs-Kommandanten Houtmann, der als er der Stadt wegen einer Ungerechtigkeit, die sie in dem Handel gegen die Holländer begangen hatte, drohete, sie in den Brand zu stekken; dabei die Unvorsichtigkeit hatte, sich nur mit sieben Leuten in die Stadt zu begeben. Der Landvogt von Bantam ließ ihn sogleich in Verhaft

haft nehmen, und ließ ihn nicht eher los, bis die Holländer ein großes Lösegeld für ihn bezahlten, wobei ihnen zugleich aller Handel untersagt, und ihnen angedeutet wurde, diese Gegend wiederum zu verlaßen.

Die zweite Reise der Holländer vom Jahr 1508. hatte einen glüklichen Erfolg; denn es wurde ihnen sogleich aller Handel gestattet. Auch wuchs im Jahr 1601. ihr Ansehen sehr; als vier holländische Schiffe eine portugiesische Flotte von 30 Schiffen die Bantam belagerten, und die Holländer aus Ostindien treiben wollten, schlugen. Von dieser Zeit hatte die holländische Handlung ihren Siz in Bantam, bis im Jahr 1618 neue Unruhen entstunden, die die Einnahme etlicher Provinzen des Königreichs Jacatra und die Erbauung der Stadt Batavia veranlaßten.

Gegen Osten in Ansehung von Bantam liegt das zweite Königreich dieser Insel Jacatra, auf deßen nördlicher Küste Batavia erbauet ist. Die Grenze des Königreichs Bantam, und der holländischen Besizzungen in Jacatra macht der Fluß Tangerang, der diese beiden Gebiete von einander scheidet.

Die südliche Küste dieser Provinz läuft erstlich gerade gegen Süden zu, und kehrt sich alsdann

dann wiederum gegen Osten, wodurch eine stumpfe hervorragende Spizze, und an deren westlichen Seite eine große Bucht gebildet wird.

Nicht weit vom Ufer ist die See ziemlich tief; allein am Ufer selbst giebt es viele verborgene Klippen und Sandbänke unter dem Wasser; auch findet man nirgends keinen guten Ankergrund, so daß das Anlanden auf dieser südlichen Seite sehr gefährlich und unbequem ist. Diese Küste ist gröstentheils unbewohnt, ausgenommen in der Provinz Sidamer, wo man verschiedene Dörfer findet.

Das erste von diesen Dörfern ist Boenon C'assi, welches gegen dreissig Familien enthält; worauf noch fünf andere Dörfer folgen, wovon jedes gegen hundert Familien stark ist.

Auf der nördlichen Küste ergießen sich verschiedene Flüße in das Meer, unter denen der schon genannte Tangerang und der Pontang die vornehmsten sind. Dieser lezte fließt mitten durch die Stadt Tirtiassa, die eine Meile vom Seestrande liegt. Diese Stadt war ehedem eine der vornehmsten des ganzen Landes; sie enthielt über sechstausend Familien, sie wurde aber in einem Krieg etlicher Javanischen Fürsten sehr verwüstet.

Dem Fluß Pontang gegen über, dritthalb Meilen von der Küste trift man in der See eine gefährliche, unter dem Wasser verborgene Klippe an, die Tsieribon genannt wird. Weiter gegen Norden zu bildet die Küste den Meerbusen von Batavia, der von den zwei hervorragenden Spizzen Ontong, Djava und Karawang begränzt ist. Dieser Zwischenraum macht die Bucht aus, die sechs Meilen lang und zwei Meilen breit, an sich selbst aber gegen die See zu zwar offen ist, jedoch verschiedene Inseln zu ihrer Bedekkung hat, welche die Gewalt der Wellen brechen, und der Rheede von Batavia eine hinlängliche Sicherheit verschaffen.

Die erste von diesen Inseln ist Amsterdam, und nicht weit davon Schiedam die ziemlich unbeträchtlich sind; weiter gegen Süden ist die Insel Onrust (Unruhe) welche diesen Namen mit Recht verdient, weil hier ein beständiges Klopfen und Sägen an den schadhaften Schiffen, die man auf dieser Insel ausbessert, gehört wird. Aus dieser Ursache ist auch diese Insel mit Sägemühlen und anderen zum Schiffbau nöthigen Anstalten und Werkzeugen versehen, und kann daher für eine Art von Wunderwerk in diesen östlichen Gegenden, wo die mechanischen Künste noch in der Wiege liegen, gehalten werden.

Fünf Meilen von Onrust ist die kleine Insel Edam, die nicht mehr als eine halbe Meile im Umfang hat. Hier ist ein Lustgarten des General-Gouverneurs, ein Lusthaus in Japanischem Geschmak gebauet, und verschiedene andere sehr reizende Gärten. Dieses und die freie und kühle Seeluft, die man hier genießt, machen diese kleine Insel zu einem der angenehmsten Lustörter. Außer diesem liegen noch verschiedene Inseln in diesem Meerbusen, die aber unbewohnt sind. Was das Innere des Landes auf dieser Insel anbelangt, so enthält es nichts merkwürdiges, als verschiedene Dörfer und den Fluß Karavang, der die Gränze zwischen den Besizzungen der Holländer in Jacatra, den Ländern des Kaisers von Java, und dem Königreich Thieribon ist.

Vierthalb Meilen vom See-Ufer liegt an diesem Fluße die hölzerne Vestung Tandjong Poera, die unter der Herrschaft der holländischen Handlungs-Gesellschaft steht und mit einem Lieutenant nebst einigen Soldaten besezt ist; sie ist sieben Meilen von Batavia entfernt.

Gegen Westen zu kömmt man, ohne viel merkwürdiges anzutreffen, nach Batavia; welche Stadt an der See liegt und gegen Osten zu die Flüße Tsiakan und Sondar nebst einigen kleinen Bächen hat.

Gegen Süden zu liegt das Fort Noordwyk, Ryswyk, und das schon genannte Tandjang, und gegen Westen zu das Fort Anker an dem Fluße gleiches Namens; ingleichem Tangerang an dem schon genannten Fluße von eben dem Namen, der in den benachbarten Gebirgen von Salak entspringt, und ein ansehnlicher Strom ist, der gemeiniglich achtzehn, zur Regenzeit aber bis gegen acht und zwanzig Fuß tief ist.

Das dritte Königreich in Java ist Thieribon, welches in Ansehung des Königreichs Jacatra gegen Morgen liegt. Dieses Königreich besteht aus neun Provinzen, von denen aber eine die Landschaft Priargan eine freie Republik ist, die durch die Oberhäupter ihrer sechs Hauptörter regiert wird. Dieses Königreich wird durch verschiedene ansehnliche Flüße bewässert, unter denen vorzüglich der Fluß Indramaya in der Landschaft gleichen Namens merkwürdig ist; längst diesen Flüßen liegen volkreiche Dörfer, die von dieser Lage große Vortheile ziehen.

Tsieribon die Hauptstadt des Königreichs liegt nicht weit von einem kleinen Fluße und ist eine der größten Javanischen Städte und die Residenz der Beherrscher dieses Landes. Sie breitet sich längst dem Fluße aus, und erstrekt sich

an einem schönen breiten Wege, fast anderthalb Meilen in das Land. Sie enthält dreissig bis vierzig tausend Einwohner, und besteht größtentheils aus schlechten Häusern die von Bambusrohr erbauet sind. Doch ist der Pallast des Königs ziemlich artig und von Stein erbauet, gleichwie auch das Haus des holländischen Befehlshabers und einige wenige andere Gebäude, unter welchen der Tempel der Mohren, der drei Stokwerk hoch ist, am besten in die Augen fällt.

Die holländisch ostindische Gesellschaft hat hier für ihren Befehlshaber eine Vestung errichten laßen, welche in einer Schanze mit zwek ganzen und zwei halben Bollwerken besteht, die aber blos von Holz gemacht sind.

Eine Meile von Tsieribon liegt das berühmte heilige Grab des Scheich Ibn Moelana, welches eine der ältesten und wichtigsten Merkwürdigkeiten von Java ist. Hier ist nämlich dieser vor allen andern sehr verehrte Heilige begraben, welcher viele heidnische Völker auf Java zur Annehmung des Mahomedanischen Glaubens bewogen hat. Bei den Einwohnern heißt dieses Grab durchgängig Astana (das ist Palais) des Sonsonhounam Goenong Djati.

Dieser Ibn Moelana war ein gebohrner Araber, der im Jahr 1406. nach Java in die Gegend kam, wo jezt Tsieribon liegt. Er hatte einen Anhang von Arabern mitgenommen, von welchen er ausgab, sie seien ihm wegen seiner Frömmigkeit nachgefolgt. Er ließ sich mit ihnen auf einem Berg, der mit sogenannten Djatibäumen bepflanzt war, nieder, und führte daselbst ein heiliges und einsiedlerisches Leben. Der Ruf von seiner Heiligkeit kam bald vor die Ohren der benachbarten Fürsten von Damak und Padjang, die schon vor seiner Ankunft die Mahomedanische Religion angenommen hatten. Sie waren begierig ihn zu sehen, und giengen deswegen mit vierzig in den Lehren der Mahomedaner erfahrenen Männern zu ihm. Sie fanden ihre Erwartung in Betreff seiner Frömmigkeit, und Erfahrung in der Mahomedanischen Religion so übertroffen, daß sie ihn sogleich baten einen Versuch zu machen, die heidnischen Fürsten von Galoh und Padjadjaran in dem westlichen Theile von Java zur Annehmung des Mahomedanischen Glaubens zu bewegen.

Er that es auch, und zwar mit so glüklichem Erfolg, daß die beiden Fürsten, und ihre Unterthanen nicht nur seine Lehren annahmen, sondern ihn auch zu ihrem Oberhaupt erkärten. Hier-

auf kehrte Ibn Moelana zu seinen beiden Freunden den Fürsten von Damak und Padjang wieder zurük, und um sie von seiner Dankbarkeit zu überzeugen, ließ er sie ihr ganzes Volk versammeln, und erklärte öffentlich, daß er von Gott geschikt sei, ihnen zu befehlen, daß von diesem Tag an ihre Fürsten sollten Sultane von ihnen genannt werden.

Das Volk nahm diesen Befehl mit groser Freude an; der Heilige aber reißte in Begleitung dieser zwei Fürsten wieder nach seinem Djatiberg.

Nach Verlauf eines Monats kamen die beiden neuen Sultane abermal mit einem großen Gefolge zu dem Heiligen und gaben ihm ebenfalls einen sehr ansehnlichen Ehrentitel, indem sie ihn zu der Würde eines Sousouhounam oder Kaisers vom Djatiberg erhoben.

Um es aber nicht bei einem bloßen Titel bewenden zu lassen, besuchten sie ihn nach einigen Monaten wiederum, und brachten sechs tausend von ihren Unterthanen mit sich, welchen sie Befehl ertheilten für den Heiligen eine acht hundert Klaftern lange und eben so breite Stadt zu erbauen, und dieselbe mit einer sechs Ellen dikken

Mauer

Mauer zu umgeben. Diese Stadt wurde nach ihrer Erbauung Tsieribon genannt.

Ueber dieses gab der Sultan von Damak dem Heiligen auch seine Tochter zur Ehe, und zur Mitgabe die Stadt Tsieribon nebst den umliegenden Ländern.

Der neue Kaiser fand bald Mittel seine Länder zu erweitern, und unter dem Vorwand, daß er seine Religion fortpflanzen wollte, eroberte er viele benachbarte Gegenden; so machte er sich das Königreich Bantam unterwürfig und sezte von da nach Sumatra über, wo er auch etliche Länder eroberte.

Er starb in einem hohen Alter, und hinterließ drei Söhne, die seine Länder unter sich theilten und ihm zu Ehren das vorhin genannte Grabmal erbaueten.

Dieses Grabmal hat vorn eine vierekigte, hinten aber, wo es an einen steilen Berg anstößt, eine eyförmige Gestalt. Es besteht aus fünf Stokwerken, die aus einem Felsen gehauen sind. Das unterste Stockwerk ist das größte in Ansehung der Länge und Breite, indem die übrigen mit der Höhe verhältnißmäßig immer kleiner werden.

Man geht auf das erste Stokwerk auf sieben steinernen Stufen. Der Boden ist mit gebrannten Steinen gepflastert, und der innere Raum hundert Fuß lang und breit, und vorn mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben, die mit weißen Chinesischen Steinchen, fast auf holländische Art belegt ist. Oben auf dieser Mauer stehen an beiden Seiten der Treppe vier überaus artige Blumengefäße von Porzellan, und linker Hand zwei Schattenreiche Kokos-Bäume.

Auf dem zweiten Stokwerk trift man auf der kleinen Mauer acht Blumengefäße an, die von den benachbarten Javanischen Königen dem Grabmal geschenkt worden sind. Auf dem Boden stehen schöne Bäume, und drei artig gebaute Indianische Wohnungen, zur Bequemlichkeit der Fürsten, welche an diesen Ort kommen, um ihr Opfer zu überbringen.

Zu dem dritten Stokwerk kommt man auf vier Stufen durch einen kleinen Verschlag und ein artiges Thor, wo man auch eine kleine Mauer antrift.

Bis in dieses Stokwerk, aber nicht weiter, werden die Holländer und andere Christen gelassen.

Man sagt, daß ehemals ein holländischer Oberbefehlshaber der östlichen Küste von Java mit verschiedenen seiner Offiziere mit Gewalt bis an die oberste Abtheilung des Grabmals gestiegen sei. Die meisten büßten aber ihre Kühnheit mit dem Tod, indem sie nicht lange hernach starben; wahrscheinlicher Weise an Gift, welches ihnen die Javanischen Priester auf eine unmerkliche Art beibrachten.

Auf das vierte Stokwerk (welches man noch so ziemlich aus dem dritten beobachten kann) steigen diejenigen, welche ihr Opfer darbringen. Diese Abrheilung ist mit einem sehr artig gebauten Tempel geziert, in welchem die Javanischen Fürsten jährlich zwei bis dreimal ihre feierlichen Opfer verrichten. Dieses Gebäude ist überaus schön, auch findet man hier verschiedene Bäume, die einen angenehmen Schatten darbieten.

Das fünfte und lezte Stokwerk läßt sich aus der vorher angeführten Ursache nicht zuverläßig beschreiben.

Man beobachtet aus der Ferne, daß es das kleinste von allen ist, und mit seiner hintern eyförmigen Seite an die Spizze des Felsen stößt. Hier findet man das Grab selbst, welches auf sehr verschiedene Art beschrieben wird. Nur so

viel läßt sich mit Gewisheit sagen, daß es ein schönes hohes mit einer gewölbten Dekke, die stark vergoldet seyn soll, versehenes Grabmal sei. Die Höhe dieses Grabmals ist ansehnlich, und seine Bauart sonderbar, da alle die fünf schon beschriebene Abtheilungen in den Berg eingehauen sind.

Nicht weit davon stehen etliche Häuser von Mahomedanischen Priestern, welche die Aufsicht über das Grabmal haben.

Ohne von zwei oder drei von diesen Priestern begleitet zu werden, kann nicht leicht ein Reisender dieses Grabmal beschauen. Dieses thun sie aus Hoffnung einer Belohnung, und um die Fremden abzuhalten, die obere Abtheilungen desselben zu betrachten. Diese Reise ist auch sehr beschwerlich wegen der Menge der Bettler, die sich in dieser Gegend in sehr großer Anzahl aufhalten, und blos allein von dem Allmosen der Reisenden leben.

Das gewöhnliche Allmosen, das man ihnen giebt, besteht in Pitis, wovon zehen einen holländischen Stüber ausmachen.

Ueberhaupt ist es sehr Schade, daß dieses schöne und alte Kunstwerk immer mehr und mehr verfällt, weil man keine Kosten zu Erhaltung

desselben anwendet. In dem Grabe selbst liegt niemand als der Heilige. Denn obschon verschiedene Fürsten und Fürstinnen von Tsieribon auch Verlangen getragen haben, einstens hier begraben zu werden; so haben sie es doch nie hiezu bringen können.

Unmittelbar an das Königreich Tsieribon stößt das Reich Mataram, welches dem Kaiser von Java zugehört. Die südliche Seite dieser Landschaft ist meist eben und sandigt. Gleich an der westlichen Gränze des Landes ist ein eyförmiger Meerbusen, und vor demselben eine länglichte Insel, so daß das Seewasser nur durch zwei enge Kanäle einen Zugang erhält. Auf der östlichen Seite ist eine ähnliche See, welche nur durch einen engen Kanal mit dem Meer verbunden ist.

Auf der nördlichen Seite gleich an der Gränze von Tsieribon liegt die Stadt Tagal am Fuße eines hohen Berges. Sie ist eine der ersten Seestädte von Java und enthält über acht tausend Familien in sich. Die Holländer haben hier eine kleine Vestung angelegt, worinn sich ein Oberkaufmann, der für den Reishandel Sorge trägt, aufhält. Weiter gegen Osten zu findet man die Stadt Samarang, die wegen ihrer angenehmen Lage von dem Ober-Befehlshaber der nördlichen

Javanischen Küste zu seinem Hauptsiz erwählt worden; auch die Komtoire der holländischen Handlungs-Gesellschaft befinden sich hier.

Dieser Ort, ob er gleich nur ein offener Flekken ist, verdient dennoch wegen seiner ansehnlichen Größe, eine Stadt genannt zu werden. Ihr Umfang beträgt eine Meile, und die Zahl der Einwohner beläuft sich auf zwei tausend Familien, die sich meistens von der Fischerei, dem Reis-Bau und von dem Holz, das sie aus ihren Wäldern holen, ernähren. Aus dieser Ursache ist auch ein ansehnlicher Markt hier. Außer den gewöhnlichen Häusern der Indianer sind auch verschiedene steinerne Gebäude hier, welche den Kaufleuten und den Vornehmen gehören.

Unter denselben ist eines der größten die Wohnung des Landvogts, welcher einer der vornehmsten Fürsten dieses Reichs ist. Der holländische Ober-Befehlshaber hat seine Wohnung in der Mitte der Vestung. Diese Vestung ist von Holz und ist größer als die Citadelle von Batavia. Sie besteht aus fünf gut angelegten Basteien, die insgesammt mit hinlänglichem Geschüz und einer ziemlich starken Besazzung versehen sind.

Noch weiter gegen Osten liegt die große Stadt Japara, die so wie Samarang durch einen Landvogt regiert wird.

An der Seeseite ist sie mit einer steinernen Mauer umgeben, auf der Landseite aber ist sie ganz offen.

Die Chineser, die sich in großer Anzahl hier aufhalten, haben einen artigen Tempel, und eine eigene Straße. Der große Handel, den sie treiben, hat hier einen sehr blühenden Markt veranlaßt, auf welchem alles für einen geringen Preis zu haben ist. So kauft man hier ein Huhn für einen Stüber, eine Gans für einen Schilling, und eine Kuh für zwei bis drei Reichsthaler.

Es hält sich auch ein Aufseher über den Reis-Handel hier auf, der in einem vesten steinernen Hause wohnt, fünf und zwanzig Mann Wache liegen, und woselbst auch die Waaren verwahrt sind.

Nicht weit von Japara liegt an dem Strande die Handels-Stadt Joudana. Sie ist ein offener Ort, der in einer sehr angenehmen Gegend liegt, und soll gegen vierzig tausend Einwohner enthalten.

Das Innere des Landes ist durchgängig voll steiler Berge, auf welchen vielerlei Flüße entstehen, die wiederum sehr fruchtbare und gut angebaute Thäler verschaffen.

Man hat keine beßere Gelegenheit die innere Beschaffenheit dieser Gegend kennen zu lernen, als die Reise mit den Gesandten der Kompagnie, die von Samarang nach Mataram geschikt werden. Diese werden allemal von Samarang durch eine große Gesellschaft Javaner abgeholt, die der Kaiser dahin abschikt; diese führen sie auf einer Straße, die mit vielerlei Krümmungen und Umwegen fortläuft nach Mataram.

Diese Reise, die gegen acht Tage erfodert, ist unstreitig eine der schönsten. Die ganze Gegend ist mit unzähligen Dörfern wie übersäet; sogar die Berge, deren man etliche überaus hohe antrifft, sind voll derselben.

Diese reizende Abwechslung, bald hohe Berge, die ganz bewohnt, und bis an den Gipfel mit Reis, Zukkerrohr und allerhand Frucht-Bäumen bepflanzt sind, bald wieder kühle Thäler von angenehmen Bächen bewässert, bald unabsehbare Ebenen voll Dörfer und Reis-Felder bieten dem Auge eines Reisenden die angenehmste Aussicht dar.

Obgleich die Bevölkerung dieser Gegend ausserordentlich stark ist, da man fast jede 1/4 Meile auf ein Dorf stößt; so ist doch an Lebensmitteln noch Ueberfluß, weil die Gegend ausnehmend fruchtbar ist.

Son-

Sonderbar ist es, daß man auf dieser Reise verschiedene Dörfer antrift, deren Einwohner verbunden sind, alle diejenigen, die von Samarang zu dem Kaiser reisen, mit Speise und Trank zu versorgen, ohne das geringste dafür zu fodern, welches ihnen bei Lebens = Strafe verboten ist; hingegen sind sie dafür von allen Abgaben befreit.

Auf dieser Straße kömmt man an drei verschiedene Thore, die mit zahlreichen Wachen und einem Offizier versehen sind.

Diese Offiziere müßen genau Achtung geben auf die Reisenden, und niemand weder nach der einen noch nach der andern Seite zu durchlassen, der nicht durch einen offenen Brief des Kaisers die Erlaubnis zu dieser Reise erhalten hat, und auch alsdann noch müßen sich die Reisenden scharf besichtigen lassen.

Etliche Meilen gegen Norden vor Mataram liegt die große Stadt Kartaßera de Ningrat, welche gegen dreißig tausend Familien in sich hält, und gegenwärtig die Residenz des Kaisers von Java ist.

Diese Stadt ist ein offener Ort und enthält wenig merkwürdiges, ausgenommen einige Palläste, worunter vorzüglich das Kaiserliche Schloß

zu

zu bemerken ist, in welchem außer der Javanischen, sowohl männlichen als weiblichen, Leibwache auch eine von Europäischen Soldaten unter dem Kommando eines holländischen Offiziers sich befindet. Diese Palläste einiger Großen dieses Landes sind ebenfalls sehr schön, allein das übrige der Stadt besteht aus niedrigen Bambus-Hütten.

Der Kaiser hat hier einen sehr großen Thiergarten, worinnen Tiger, Löwen und allerhand ausländische Thiere aufbewahrt werden. Dieser Thiergarten ist hin und wieder mit kleinen Gebäuden versehen, aus denen der Kaiser in Gesellschaft seiner Beischläferinnen die Gefechte der wilden Thiere anzusehen pflegt.

Neben diesem Garten ist eine sehr große Rennbahn, auf welcher alle Mondtage von den Großen des Landes und dem Kaiser selbst Lustgefechte mit der Lanze gehalten werden, wobei einer den andern aus dem Sattel zu heben oder niederzurennen sucht.

Der ganze Weg von dieser Stadt bis vollends nach Mataram ist auf beiden Seiten mit Zäunen und hölzernen Thoren besezt, so daß niemand sich von demselben entfernen kann, ausgenommen hier und da seitwärts, durch das Gebirg, welches sich aber nicht ohne große Lebens-Gefahr thun läßt.

Mata-

Mataram war die gewöhnliche Residenz des Kaisers von Java, sie ist auch izt noch die vornehmste und gröste Stadt des ganzen Landes. Sie nimmt einen ansehnlichen Raum ein: denn sie besteht aus zwei Hauptstraßen, die zwei Meilen lang sind, und von verschiedenen Quer-Strassen durchschnitten werden. Die Stadt wird von einer steinernen Mauer beschüzt, die anfänglich oben acht, und unten zwölf Fuß dik war; allein seit den heftigen Kriegen, in welchen der Kaiser die Residenz nach Kartasoera verlegte, ist sie an etlichen Orten eingefallen, und nicht wieder hergestellt worden. Die Zahl der Einwohner von Mataram beläuft sich über 250,000.

Am Ende der einen dieser zwo langen Strassen befindet sich das Kaiserliche Schloß, welches größtentheils von Stein erbauet, und ein sehr schönes und weitläufiges Gebäude ist. Er wurde beständig von den Kaisern bewohnt bis zu dem Jahr 1677, in welchem der damalige Kaiser Tagelwangi durch Tarama Diaja, aus seinem Pallaste vertrieben, und seine Residenz nach Kartasoera zu verlegen genöthigt wurde.

Nahe bei dem Kaiserlichen Schloß ist eine große Rennbahn nebst einer Menge kleiner Palläste, die von vornehmen Javanern erbauet worden sind.

Auch hier findet man einen schönen Thiergarten, worinnen auf des Kaisers Kosten viele tausend wilde Thiere unterhalten werden.

Außer den bereits genannten Oertern giebt es noch viele andere wichtige Städte und Flekken in dem Mataramischen Gebiete, die aber von geringer Erheblichkeit sind, und auch sehr selten von Europäern besucht werden.

Die benachbarten Provinzen sind Rodoewang, Panaraga und Madian.

Die südliche Küste dieser Gegenden ist wegen den steilen Bergen und den verborgenen Klippen unzugänglich. Die nördliche aber ist zum Anlanden sehr bequem.

Hier verdient bemerkt zu werden die See-Stadt Rembang, wo ein großer Handel mit Reis, nnd ein noch größerer mit Holz getrieben wird, weswegen auch die Ostindische Kompagnie hier bisweilen ihre Jachten bauen läßt. Die Stadt ist nach Javanischem Geschmak schön und hat auch einige steinerne Gebäude.

Die Ostindische Kompagnie besizt hier eine gute hölzerne Vestung, worinnen sich ein Unterkaufmann mit einer Besazzung von fünf und

zwan-

zwanzig Mann zur Beschüzzung des Handels aufhält. Auf der nämlichen Küste liegen weiter gegen Osten zu zwo wichtige Städte, Toeban und Cidajoe. Toeban stand ehemals unter einem besondern König, izt aber gehört es dem Kaiser von Java. Sie wird gegenwärtig durch einen Temanggong regiert, der hier einen schönen Pallast und eine ansehnliche Hofstatt hat.

Ehemals hatte der König hier auch einen großen Stall mit Pferden und Elephanten, welcher aber izt nicht mehr unterhalten wird. In dem Innern dieser Gegenden giebt es außer sehr vielen Dörfern auch verschiedene Städte, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, vorzüglich Jagataga, Madian, Kadiri und Brindiak. Jagataga hat viele wichtige Gebäude und einen sehr ausgebreiteten Salzhandel. Madian liegt in Landschaft gleichen Namens, und wird von einem Fürsten regiert, der immer aus den vornehmsten Räthen des Kaisers erwählt wird. Die Stadt hat über eine Meile im Umfang und hat ihren Wohlstand vorzüglich einem vortheilhaften Holz- und Reishandel zu verdanken.

Kadiri hat eine angenehme Lage und enthält gegen zehn tausend Familien. Diese Stadt ist eine der besten Javanischen Vestungen; und hätte

sie in verschiedenen Kriegen nicht so viel gelitten, so wäre sie die schönste Stadt im ganzen Lande.

Brindjak liegt mit Kadiri an eben dem Fluße und enthält unter allen Javanischen Städten die meisten steinernen Häuser. Sie ist auch sehr stark bevölkert.

Gegen Osten zu in Ansehung der Stadt Brindjak liegen die Länder Loedaja und Poegar, die gegen Süden an die See gränzen. Ihre Küste ist meistentheils sehr steil und felsig; nicht weit davon liegt die schon erwehnte Insel Baron. Diese Länder haben eine Menge Reis-Felder, aber keine merkwürdige Städte.

Der nord-östlichen Küste von Java gegen über liegt die schöne Insel Madura. Sie ist von Osten gegen Westen zu ohngefähr zwanzig Meilen lang, und an manchen Orten drei bis sechs Meilen breit. Diese Insel ist in drei Provinzen eingetheilt: Sammannap liegt gegen Osten, Pamakassam zwischen beiden und Sampan gegen Westen; die beiden ersten dieser Provinzen stehen unter dem Schuz der ostindischen Kompagnie; die Provinz Sampan hat ihren besondern Fürsten, der sich Pananbahan von Madura nennt, und einer der ersten Vasallen des Javanischen Kaisers ist.

In

In Sampan ist zu bemerken die Stadt Arosbaja, wo die Holländer im Jahr 1599 zuerst landeten, allein sehr übel aufgenommen wurden. Nicht weit davon liegt Maduretta, die vornehmste Stadt der ganzen Insel. Sie ist der gewöhnliche Aufenthalt des Fürsten dieser Landschaft, hat eine artige Anzahl steinerner Gebäude, und enthält gegen vierzig tausend Einwohner.

Die Landschaft Pamakassam hat ihren eigenen Fürsten, der unter dem Schuz der ostindischen Gesellschaft steht. Die Hauptstadt dieses Landes heißt Pamakassara. Die Landschaft Sammannap, deren vornehmste Stadt gleichen Namen hat, hatte ehemals ihren eigenen unabhängigen Fürsten, der im Jahr 1707 durch eine Menge Verschworener umgebracht wurde. Ihm folgte sein noch unmündiger Sohn unter dem Schuz der Ostindischen Gesellschaft.

Die sämtliche Anzahl der Einwohner dieser Insel beläuft sich bis auf hundert und fünfzig tausend.

Auf der nördlichen Küste von Java Madura gegen über liegt das Königreich Gressic, welches ehmals ein ansehnliches Reich war, und mächtige Beherrscher hatte. Auch noch heutiges Tags ist es gut angebauet, und hat sehr viele

Chinesische Einwohner, die daselbst einen großen Handel treiben, und unter einem besondern Kapitain ihrer Nazion stehen. Eine Meile von der Stadt Gressic liegt das Städtchen Giri, welches wegen seinem schönen Tempel und dem prächtigen Grab eines Sohns des Ibn Moelana auf Java berühmt ist. In der Landschaft Sourabaja, die weiter gegen Süden liegt, ist merkwürdig die Stadt Sourabaja.

Sie ist eine der vornehmsten im ganzen Reich und enthält gegen fünfzig tausend Einwohner, sie steht unter einem Temangang, der einen prächtigen Hofstaat und eine große Menge Elephanten unterhält. Der Reis-Handel ist hier außerordentlich stark, so daß bisweilen in einem Jahr fünf Millionen Pfund verkauft werden. Die ostindische Gesellschaft hat hier ihren Direktor, der zugleich Kapitain einer Besazzung von hundert Mann, die sich hier aufhalten, ist.

Der Beherrscher von Sourabaja war ehemals sehr mächtig, denn unter ihm stunden die benachbarten Provinzen und ein Theil der südlichen Küste von Borneo. Er verlor aber nach und nach fast alles, und wurde sogar endlich zu einem Lehnträger des Kaisers von Java erniedrigt.

In

In dieser Stadt ist auch noch zu bemerken eine schöne Moschee, die die Javaner für eine der heiligsten achten. Es würde aber einem Christen schwer fallen eine richtige Beschreibung derselben zu geben, da es bei Lebens-Strafe verboten ist, hineinzugehen, ohne sich nach den strengsten Vorschriften der Mahometaner zu reinigen.

Neben diesem Tempel ist das Grab eines Javanischen Heiligen Sultan Ampil genannt, eines Sohns des Ibn Moelana. Es besteht blos aus einem Erdhaufen, der mit einer Mauer umgeben ist. Der Boden um dasselbe wird für heilig gehalten, so daß einer, der sich erkühnen würde, sein Wasser hier abzuschlagen, das Leben verwirkt hätte. Ein Christ darf es sich für eine Ehre anrechnen, wann er sich demselben nähern darf.

Die zum Dienste dieses Heiligen bestellten Priester pflegen den leichtglaubigen Reisenden allerhand Wunder-Geschichten von demselben aufzuheften.

Weiter gegen Osten liegt die Stadt Passarouwan, die sehr wichtig ist. Sie ist stark bevestigt, hat fast zwo Meilen im Umfang, und fünfzig tausend Einwohner.

Das Fürstenthum Balamboang ist endlich der östliche Theil von Java. Gegen diesem Fürstenthum über liegt die Insel Bali oder klein Java, die blos durch eine schmale Meer-Enge von gros Java getrennt wird. Auf der nördlichen Küste dieser Insel ist die Stadt Panaroekan zu bemerken.

Dieses Land, welches ohngefähr hundert und vier und vierzig Quadratmeilen enthält, ist sehr gut bevölkert und voller Dörfer, man rechnet die Anzahl aller Einwohner ohngefähr auf zwei hundert und fünfzig tausend.

Auch die Stadt Balamboang, die von einem Balischen Fürsten regiert wird, der von dem Kaiser von Java unabhängig ist, ist wichtig.

Sie liegt in einer angenehmen Lage, und faßt in einem Umfang von zwo Meilen, zehn tausend Familien in sich. Die ganze Insel Java enthält neun und dreißig große Städte und vier tausend fünf hundert Dörfer, deren sämmtliche Einwohner nach Valentius Berechnung auf ein und dreißig Millionen geschäzt werden. Allein in dem ersten Theile der Abhandlungen der Batavischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften wird diese Anzahl ganz anders bestimmt.

Bantam ist nach dieser lezten Berechnung nicht sehr bevölkert, und das ganze Königreich soll nach derselben nicht mehr als fünf tausend Tjatjars oder Familien enthalten; wobei zu bemerken ist, daß man zu einer Familie zwo Manns-Personen, welche die Waffen tragen können, zwo Frauens-Personen und zwei Kinder rechnet. Die Summe der ganzen Bevölkerung dieses Landes würde also nur dreisig tausend Seelen betragen.

Jacatra wird auf neun und zwanzig tausend Familien, oder hundert vier und siebenzig tausend Seelen geschäzt.

Den neun Provinzen von Tsieribon werden darinn fünf und zwanzig tausend Familien oder neunzig tausend Einwohner zugeschrieben.

Die an der östlichen Küste von Java liegenden Provinzen, welche unter dem Schuz der ostindischen Gesellschaft stehen, sollen nach dieser Rechnung überhaupt sechs und vierzig tausend zwei hundert Familien, oder zwei hundert sieben und siebenzig tausend und zwei hundert Personen zu Einwohnern haben.

Die Unterthanen des Kaisers von Java werden auf fünf und zwanzig tausend zwei hundert Familien oder hundert ein und fünfzig tausend zwei hundert Seelen, und die Unterthanen der übri-

übrigen Provinzen auf zwölf tausend acht hundert Familien, oder sechs und siebenzig tausend acht hundert Personen gerechnet. Welches alles zusammen kaum sechs hundert sieben und vierzig tausend und acht hundert Personen ausmachen wird.

Wir haben zwar auf der einen Seite keine hinlängliche Ursache an der Genauigkeit der vorhin genannten gelehrten Gesellschaft zu zweifeln; allein auf der andern Seite ist es auch bekannt, daß Valentyn die Länder so beschreibt, wie sie in dem Jahr 1723 beschaffen waren; daß er alles auf das sorgfältigste untersucht, überall einen freien Zutritt gehabt, und selbst verschiedene Reisen in die innern Gegenden dieser Länder gethan hat. Man würde auch schwerlich behaupten können, daß die Bevölkerung der Insel Java in dieser kurzen Zwischenzeit von 1723 bis 1779 auf eine so erstaunenswürdige Art verringert worden sey, da es bekannt ist, daß ausser dem mit vielen Mordthaten verbundenen Aufruhr, welcher im Jahr 1740 von den in Batavia wohnenden Chinesern erregt wurde, sich sehr wenige beträchtliche Unglücksfälle zugetragen haben.

III.

Probe
von der Titulatur
des Sultans von Menangkabo,
auf der Insel Sumatra.

(Aus Marsden.)

Uebersezzung eines Patents.

Drei runde Siegel mit
folgenden Aufschriften in
Arabischen Buchstaben.

(Der älteste Bruder)	(Zweiter Bruder)
Sultan von Rom.	Sultan von China.
Key Dumuhl Allum.	Nuhr Allum.
Maharaja Alliff.	Maharaja Dempeng.

(Jüngster Bruder)
Sultan von Menangkabow.
Auhr Allum
Maharaja de Raja, a)

 Der

a) Auhr Allum ist der Geburtsname, Maharaja de Raja aber der Zuname.

Der Sultan von Menangkabow, dessen Residenz Paggarudschung ist, welcher (nach gebetener Erlaubniß seinen Nahmen nennen zu dürfen) König aller Könige und Sohn des Raja Izzurderzulkar-Nainny ist, und Munkute besaß, welches von den Propheten Adam ist vom Himmel gebracht worden; Herr des dritten Theiles des Waldes Makummat, dessen Eigenschaften unter andern darinn bestehen, daß er Holz zum Fliegen enthält; Herr der mit dem Barte des Dschandschich, aus dem Pallaste der Stadt Rom gezierten Lanze, deren Feste in dem Monate Dul-Hadschih gefeiert werden, wo alle Alims, Pükkiahs, (Fakirs,) und Mulanokarrihs Gott loben und bitten; Herr des Goldes von zwölf Körnern, genannt Kudarot Kudarattih, welches einem Menschen gleicht, welcher seine Schazzungen in Gold nach dem Feßang (Scheffel) empfängt; dessen Betel-Gefäß von Gold mit Diamanten besezt ist; welcher Besizzer ist des Schwertes, genannt Kurihse-Mendang-Dschirih, welches hundert und neunzig Scharten hat, die es in dem Gefechte mit dem Erzteufel Se-Kattih-Muno erhielt, den es erlegte; welcher Herr ist des frischen Wassers im Ozean, so weit ein Schiff in einem Tage segeln kann; Besizzer einer Lanze aus einem Zweige des Iddschu gemacht; eines Kalewang, wel-

welches in einem ungemachten Chinday gewikkelt ist; eines aus der Seele des Stahles verfertigten Dolches, welcher durch sein Geräusch seinen Widerwillen ausdrükt, wenn er in die Scheide gestekt wird und sein Vergnügen veräth, wenn er gezogen wird; Herr einer Dattel, die so alt als die Schöpfung; Besizzer eines von dem Himmel gebrachten Feuergewehres, Namens Subahanahuuatanatla; eines Pferdes von dem Geschlechte Sorimboranih, welches alle andere übertrift; Sultan des brennenden Berges und der Berge Guntang-Guntang, welche Palembang und Dschambih scheiden; welcher nach seinem Gefallen tödten kann, ohne eines Verbrechens schuldig zu seyn; Besizzer des Elephanten Settih Dewa, Statthalter des Himmels, Sultan des güldenen Flußes, und Herr der Luft und der Wolken; Herr eines Balli, deßen Pfeiler von der Staude Dschelattang sind, der Gandangs (Trommeln) welche aus den heiligen Zweigen der kleinen Stauden Pulut und Silosurih verfertiget sind, der Gong, welche bis zum Himmel tönet, des Büffels Se Binnuang Sattih, deßen Hörner zehen Fuß von einander stehen, des unbesiegten Hahnes Sengunannih, des Cocosbaumes, deßen erstaunliche Höhe, und die Schlangen und anderes schädliches Gewürm, womit er besezt ist, ihn zu be-

 steigen

steigen unmöglich machen, der Blume Sirih Mendschirih von himmlischem Geruche; der, wenn er sich schlafen legt, nicht eher erwachet, als bis der Gandang Nolet ertönet; deßen eines Auge wie die Sonne, und das andere wie der Mond ist — erkläret seinen Unterthanen diesen seinen Willen u. s. f. b)

Folgender Brief des Sultans von Menangcabow, an den Vater des gegenwärtigen Sultan von Moco-Moco, welcher vor ungefähr fünfzig Jahren geschrieben ist, ist mir von dem Herrn Alex Dalrumple mitgetheilet worden. Die Schreibart ist hier weit vernünftiger als in dem vorigen.

Gelobt sei der Allmächtige Gott! — Sultan Gaggar Allum, der große und edle König, dessen weite Macht bis an die Gränzen des Ozeans reicht, dem Gott giebt, was er sich wünschet, und über welchen kein böser Geist und der

b) Daß Se Majestät von Menangcabow in ihren vollständigen Titeln alle ihre Meublen und Geräthschaften bis auf den Kampfhahn erzählet; ist denn im Grunde wohl nicht sonderbarer, als wenn unsere Europäische Monarchen in denselben alle ihre kleinen Graf- und Herrschaften mit aufzählen, wovon sie einen großen Theil nicht einmal mehr besizzen.

der Satan selbst keine Gewalt hat, welcher die Macht hat, die Uebelthäter zu bestrafen, und das zärtlichste Herz besizzet, die Unschuldigen zu beschüzzen, in dessen Gemüth kein Arges ist, sondern welcher die Rechtschaffenheit mit der größten Ehrfurcht bewahret, die Armen und Nothleidenden nähret, und sie täglich von seiner Tafel speiset. Seine Gewalt reichet über die ganze Welt, und seine Güte und Rechtschaffenheit ist allen Menschen bekannt. — (Hier ward der drei Brüder Meldung gethan) Der Gesandte Gottes und seines Propheten Mahomed, der Gelobte unter allen Menschen und Beherrscher der Insel Percho. Als Gott die Himmel, die Erde, die Sonne und den Mond machte, und ehe noch die bösen Geister erschaffen wurden, hatte dieser Sultan Gaggar Allum seine Wohnung in den Wolken; aber als die Welt wohnbar ward, gab Gott ihm einen Vogel, Namens Hociner, der die Gabe der Sprache hatte; diesen schikte er nieder auf die Erde, sich nach einem Ort umzusehen, wo er sein Reich aufschlagen könnte, und der erste Ort, auf welchem er sich niederließ, war die fruchtbare Insel Lancapore zwischen Palunban und Dschambih, und daraus entstand das berühmte Königreich Menancabu, welches gepriesen, und mächtig seyn wird, bis an den Tag des Gerichts. —

Die-

Dieser Maha Raja Durdscha ist gesegnet mit einem langen Leben und einer ununterbrochenen Glükseligkeit, welche er in dem Namen und durch die Gnade des heiligen Propheten behalten wird, damit Gottes heiliger Wille auf der Erde erfüllet werde. Er ist ausgerüstet mit den größten Gaben, und mit der tiefsten Weisheit und Klugheit, so viele ihm zinsbare Könige und Unterthanen zu regieren. Er ist rechtschaffen und gnädig und behauptet die Ehre und den Ruhm seiner Vorfahren. Seine Gerechtigkeit und Gnade werden in den entferntesten Ländern empfunden und sein Name wird bis zum lezten verehret werden. Wenn er seinen Mund öffnet, so ist er voll Güte, und seine Worte sind so angenehm, als Rosenwasser dem Durstigen. Sein Athem ist wie der sanfte Wind des Himmels (Janatekul Ferduhrs,) und seine Lippen sind das Werkzeug der Wahrheit, von welchen Gerüchte ausgehen, die süßer sind, als Benzoe und Myrrhen. Seine Nasenlöcher duften Ambra und Moschus, und seine Gesichtsfarbe hat den Glanz der Diamanten. Er ist schröklich in Schlachten und unüberwindlich, sein Muth und seine Tapferkeit haben nicht ihres gleichen. Er, der Sultan Mahi Raja Durja, ist mit einer heiligen Krone von Gott gekrönt, und besizt mit den Kaisern von Rom und China das Holz

Na=

Namens Kamat. Er ist der Sultan, welcher den Zeug Sansista Kallah besizzet, der sich selbst webet, und jährlich einen Faden von feinen Perlen hinzuthut, und wann dieser Zeug fertig seyn wird, so wird die Welt nicht mehr seyn. Er besizt ferner den Baum Negataruna und eine Art Gold Namens Dschatta Dschatih, welches so schwer ist, daß ein kleines Stük das Datta-Holz zerbricht. Dies ist der Sultan, welcher das Schwerdt Se Mendang Dscherei besizzet, welches ein hundert und neunzig weite Scharten auf dem Schlachtfelde erhalten hat, und womit der Geist Kattih Muno getödtet worden. Der bekannte Dolch Hangin Singa ist gleichfalls sein, welcher auf seinen Befehl von selbst ficht, und womit er schon viele Nazionen bezwungen hat. Er besizzet die Lanze Lambing Lambura, deren Blat, Namens Segar, ihm von einem Einwohner der See gegeben worden. Er hat ferner Pferde von unendlicher Stärke und Tapferkeit, und Berge vom freiwilligen Feuer. Dies ist der Sultan, welcher die Blume Champaka besizt, welche blau ist, und in keinem andern Lande als in dem seinigen wächset, (indem sie anderwärts gelb ist). Er besizt die Staude Sera Mandscherih und die rothe Arver Priendue, zu welcher die Vögel aus allen Ländern zur Zeit ihres Todes kommen,

men. Er hat auch Trommeln aus dem Baume Silagurih, und ein anderes ähnliches Instrument aus dem Holze Puluht-Puluht, welche ihren Schall, wenn sie gerühret werden, durch sein ganzes Reich schikken. Er besizt ein Bechar-Haus, welches aus dem heiligen Holze Dschilatang gebauet ist. Er besizt ferner einen aus Gras gewirkten Teppich, und ein Stük Gold in der Gestalt eines Menschen, welches ihm von einem Gott der Wälder gegeben worden.

Nach diesem Gruße und Verzeichniß meiner Größe und Macht, welche ich von dem guten und heiligen Propheten Mahomed empfangen habe, melde ich dir die Befehle des Sultans; deßen Gegenwart allen denen den Tod bringt, welche sich ihm ohne seine Erlaubniß nahen, und zugleich des Sultans von Indrapore, welcher vier Brüste hat. Dieses freundschaftliche Blat Papier wird von den beiden oben genannten Sultans durch ihre Vögel Ongas ihrem Sohne, dem Sultan Gondam Schah überschikt, ihm ihren Willen unter diesem großen Siegel bekannt zu machen, welcher darinn bestehet, daß sie ihrem Sohne Sultan Gondam Schah befehlen, die Englische Kompagnie zu bewegen, daß sie sich in dem Bezirke Biangnur an einem

Orte

Orte, genannt das Schaffeld, niederlaßen, damit sie durch die mehrmalige abschlägige Antwort unserer Güte nicht beschämt werde, sondern mit uns und unsern Unterthanen handeln möge. Wenn er aber diese Sache nicht zu Stande bringen kann, so melden wir ihm durch gegenwärtiges, daß die Bande der Freundschaft zwischen uns und unserm Sohne zerrissen sind. Wir befehlen ihm auch, daß er uns sogleich Antwort ertheile, damit wir unsre Maasregeln darnach nehmen können, denn diese ganze Insel gehört uns.

Vermuthlich hat keine Geschichte in der Welt Beispiele eines größern Unsinnes aufzuweisen; und doch glauben die Malaien, welche in weniger Entfernung von seinen Staaten wohnen, und mehr Glauben als Verstand besizzen, alle diese Vorzüge als unläugbar und sezzen wohl noch hinzu, daß er in einem Pallaste ohne Dach wohne, und doch von der Witterung nichts leide.

Die dem ersten Befehle außer seinem eigenen noch vorgesezten Siegel, sind die des Sultans von Rom oder des türkischen Kaisers, indem das römische Reich nach Konstantinopel versezt worden, welcher seit dem Untergange der Kaliphen als das Haupt der mohamedanischen Religion

ligion betrachtet wird, und welchen er mit dem Titel seines ältesten Bruders beehret, und des Sultans von China, welches Reich in ganz Ostindien bekannt ist, und von den Malaien Negrih Dschino genannt wird, welchen er seinen zweiten Bruder nennt; und sich sehr bescheiden nur für den jüngsten hält. Hieraus erhellet zugleich, was für einen Begriff diese Monarchen von ihrer Wichtigkeit haben, und wie weit ihre geographischen und historischen Kenntnisse reichen.

V.

V.

Beschreibung der Philippinischen Inseln.

(Nach verschiedenen neuern Schriftstellern.)

Der Archipel der Philippinischen Inseln besteht aus 14. Hauptinseln; sie erstrekken sich von 10 bis zum 20 Grad nördlicher Breite in die Länge; ihre Breite ist sehr ungleich: An der nördlichen Spizze von Lußon kann man 40 Meilen annehmen; sie erweitert sich aber dergestalt, daß die südöstliche Spizze von Mindanao, und die südwestliche von Paragoa auf 200 Meilen von einander liegen. Sie sind alle stark bevölkert, man rechnet *) die Zahl ihrer Einwohner auf 3 Millionen.

Diese

*) Die Anzahl der Einwohner von Lußon rechnet man auf 10,000. s. Pages Reisen um die Welt. Tom I. p. 141.

Diese Inseln sind alle gleich fruchtbar und reich an vorzüglichen Naturprodukten. Ihre Regierung ist in 27 Provinzen eingetheilt, welche durch Alkaden regiert werden, die alle unter dem Statthalter und Generalkapitän stehen. Obgleich mehr als 200 Jahre verstrichen sind, seit dem die Spanier sich auf diesen Inseln niedergelaßen; so haben sie sich doch bisher noch nicht von allen bemeistern können. — Sie haben keine Niederlaßung auf Paragoa **) die gegen

**) Diese Insel, so wie auch Mindanao, sind von Muhammedanischen Indianern bewohnt, die unter der Herrschaft der kleinern Fürsten der Inseln Holo und Borneo stehen. Sie beschießen den Archipel der Philippinen mit einer Art von Fahrzeugen, wie die, die auf den Marianischen Inseln gebräuchlich sind. Sie befinden sich in großer Anzahl auf demselben, und machen ein Handwerk daraus, die Pirogen der Indianer, so unter Spanischer Herrschaft sind, wegzunehmen; sie sind sehr tapfer, oft landen sie, und nehmen Indianer fast von den Thoren von Manilla weg. Sie verkaufen sie als Sklaven auf Borneo. Man hat hier zu Lande eine Art Sturmglokken, fast wie sie auf den Spanischen Küsten gewöhnlich sind, um damit Zeichen der Annäherung der feindlichen Fahrzeuge zu geben.

S. Pages Reise um die Welt Tom. I. p. 127. und 147.

gegen 80 Meilen lang ist, noch auf den dabei liegenden kleineren Inseln; auf der großen Insel Mindanao, die gegen 200 Meilen im Umfang hat, besizzen sie nur etliche wenige Stük Landes. Lußon ist die größte der Philippinen, denn sie faßt 140 Meilen in der Länge, und ohngefähr 40 in der Breite; hier ist die vornehmste Niederlaßung der Spanier Manilla. Es ist das Haupt der übrigen Niederlaßungen und der Siz des Generalstatthalters aller dieser Inseln. Der Haven dieser Insel heißt L'awitte, er liegt in einer Bay, die Bay von Manilla genannt wird, sie ist beinahe rund, hat überall ohngefähr eine Tiefe von 7 Meilen, und im Umfang von einer Spizze zur andern zwanzig Meilen.

In der Mitte der Bay liegt die Insel Mariwelles, die etliche Meilen im Umfang hat; diese Insel verursacht eine doppelte Einfahrt, von der die südliche die breiteste, und sicherste ist. Die Spanier halten auf der Insel Mariwelles einen Posten von etlichen Indianern, um Acht zu geben, ob sie Schiffe entdekken können, die in die Bay einzulauffen suchen; so bald sie eines gewahr werden, stekken sie eine Flagge auf, thun einen Schuß, und einige sezzen nach Kawitte und Manilla über, um Nachricht davon zu geben.

Der Haven von Kawitte liegt auf der Südostseite der Bay, und hat die Gestalt eines Hufeisens, zwölf Schiffe haben ganz bequem darinnen Raum, und liegen in einem Schlammgrunde sicher. Zu seiner Vertheidigung ist eine Batterie und ein kleines Fort angelegt. — Die Spanier halten hier einen Stab unter dem Befehle eines Kommandanten, der den Titel eines Kastillano führt, einen Obersten, Obristlieutenant, Aufseher der Artillerie und 300 Mann Besazzung. Sie haben auch ein großes Arsenal, das mit Mauern umgeben ist, Magazine, und Schiffwerke hier. Auf einer Erdzunge, die den Haven von der Südwestseite herumschließt, ist ein großes Dorf, das von Indianischen Seeleuten und Arbeitern von aller Art zum Schiffbau, bewohnt ist. Es hat ohngefähr 1000 Einwohner und drei Kirchen.

Manilla selbst ist noch 7 französische Meilen vom Hafen entfernet und liegt in der Mitte der Ostseite der Bay gegenüber.

Manilla ist eine der schönsten Städte, die die Europäer in Ostindien gebaut haben. Sie ist das Haupt aller Niederlaßungen auf den Philippinen. Alle Häuser sind von Stein und mit Ziegeln bedekt, sie sind gros, bequem und lustig. Die Privathäuser sowohl als öffentliche

Gebäude haben über dem Bodengeschoß noch ein Stokwerk. Die Spanier wohnten um der Feuchtigkeit willen, nie im Bodengeschoß, sondern im ersten Stokke; die gewaltige Hizze hat Gelegenheit gegeben, lauter große Zimmer zu bauen, und Gallerien rings um die Häuser außerhalb der Gebäude anzulegen, damit die Sonne von den Zimmern abgehalten wird. Die Fenster machen einen Theil der Gallerien aus, die Zimmer bekamen kein anderes Licht, als durch die Thüren, die auf die Gallerieen hinaus gehen. Das Bodengeschoß dient zu Magazinen. — Um die Feuchtigkeit abzuhalten, wird der Fußboden einen Schuh hoch mit Holzkohlen erhöhet, auf diese Schicht wird eine andere von Sand oder feinem Kies gestreut, und endlich ein Pflaster von Steinen oder Ziegelblatten in Kalk darüber gelegt.

Die Stadt hat breite, gerade Gaßen. Fünf Hauptgaßen zertheilen sie ihrer Länge nach, und zehen andere durchschneiden sie in die Breite.

Die Stadt formiert ein längliches Vierek, und ist mit Mauern und Gräben umgeben. Auf der Flußseite wird sie von einer Zitadelle vertheidigt, die aber nicht viel taugt, und die man abtragen wird. An jeder der Vierekke der Mauern ist eine Bastey.

Man zählt acht Hauptkirchen in Manilla, sie sind gros, schön, und reich verziert. Die Kathedralkirche würde auch in einer Hauptstadt von Europa für schön gehalten werden, ihre Säulen, Altäre, Fußböden und Stufen sind von dem prächtigsten Marmor, der im Land gebrochen wird. Auf der einen Seite giebt ihr der Pallast des Statthalters, auf der andern aber das schöne Rathhaus eine prächtige Zierde. Es sind weitläufige Kasernen, die für 8000. Mann Raum haben, erst kürzlich hier aufgeführt worden.

Manilla liegt an der Mündung eines schönen Flußes gleiches Namens, der aus einem fünf Meilen einwärts im Lande gelegenen See kömmt, der von den Spaniern Lagonne de Bay genannt wird. Vierzig kleinere Flüße fallen in diesen See, der zwanzig Meilen im Umfange hat, und an dem man eben so viel Dörfer als Mündungen von Flüßen, die in ihn fallen, zählt. Er hat seinen Abfluß blos durch den Fluß Manilla, welcher beständig mit Fahrzeugen bedekt ist, die der Stadt Lebensmittel zuführen, womit die vierzig indianischen Dörfer sie versorgen.

Eben

Eben dieser Fluß trennt die Stadt von den Vorstädten, *) die größer und volkreicher als die Stadt selbst sind. Die zwei Vorstädte Minondo und die zum heil. Kreuz machen den volkreichesten Theil der Stadt aus. Sie sind fast ganz allein von fremden und spanischen Kaufleuten, Chinesischen und Indianischen **) Handwerkern bewohnt. Diese Gegenden sind die angenehmsten Wohnungen der ganzen Stadt; denn

*) Die Häuser der Vorstädte gehen meist in den Fluß, welches sich leicht machen läßt, da derselbe nicht reissend ist; die Indianer unterstüzzen den Theil ihrer Häuser, der über dem Fluß ist, mit leichten Pfeilern von Bamba. s. Pages Reisen um die Welt Tom. I. S. 154.

**) Die Indianer dieser Inseln übertrafen noch ehe sie mit den Spaniern bekannt wurden, die übrigen Bewohner dieser Gegend weit an Zivilisirung. Sie verfertigten sehr artige Züge aus den Fäden des Abaca, sie verstunden den Schiffbau und die dazu nöthigen Künste ziemlich, ja sie schrieben sogar mit einer Art von Griffel auf die Blätter des Kokosbaums, s. Pages Reisen um die Welt. Tom. I. S. 138. Es werden sogar oft zu Ciawitte Linienschiffe gebaut, die freilich nicht die Genauigkeit und Feinheit der unsrigen haben, sonst aber ohne Fehler und ziemlich stark sind. Ebendaselbst Tom. I. p. 167.

die Häuser sind längst den Ufern des Flußes gebaut, welcher ihnen viele Bequemlichkeiten und einer schönen Aussicht auf derselben darbiet. Bei allen diesen Vortheilen ist der Plaz der Stadt doch schlecht gewählt. Sie liegt zwischen zweien feuerspeienden Bergen, die eine Verbindung mit einander haben, beständig in Unruhe sind, und der Stadt ohnfehlbar mit der Zeit ihren Untergang bereiten; diese beiden Berge fließen, der von Lagonne ed Taal und der Allbay; wenn einer brennt, so wirft der andere Rauch und Lava aus. Wegen den vielen Erdbeben, die diese Vulkane verursachten, sind alle Häuser nur ein Stok hoch gebaut, auch sucht man, ob sie gleich von Steinen gebaut sind, ihnen dadurch noch mehr Festigkeit zu geben, daß man sehr dikke, eiserne Stangen, die unten in der Erde stehen, in die äußere Mauern vermauert, damit man sie nicht sieht, und zwischen diesen Säulen gehen in jedem Stokwerk starke Balken von einer Seite zur andern, die aufs genaueste in jene bevestigt sind, und viel zur Vestigkeit des ganzen Gebäudes beitragen.

Indeßen, bis vielleicht dereinst einige Erschütterungen dieser Vulkane das Schiksal von Manilla entscheiden, bleibt sie die Hauptstadt aller spanischen Niederlaßungen auf den Philippinen.

lippinen. — Hier hat der Statthalter seinen Siz, der den Titel eines Präsidenten des Königlichen Raths führt, dieser Rath ist das höchste Gericht dieser Inseln. Auch der Erzbischoff, unter welchem die ganze Geistlichkeit der Philippinen steht, wohnt hier. — Nicht leicht ist die Verschiedenheit der Einwohner irgend größer als hier.

Es laßen sich 5. gänzlich von einander unterschiedene Arten von Einwohnern auf diesen Inseln zählen; Spanier, Chineser, Mulatten, eigentliche Eingeborne, von schwarzer Farbe, und Malayen von rother Farbe. Als die Spanier diese Insel entdekten, trafen sie nur die zwei leztere Arten an. Die ersten, die eigentliche Eingeborne des Landes, wohnten, wie noch heutiges Tags, in den Wäldern, Bergen und im Innern des Landes. Sie waren allzeit wild, und die Spanier haben sie bis izt weder bezwingen noch gesitteter machen können. Sie sind sehr schwarz, haben wolligtes Haar, sind von mittelmäßiger Statur, aber stark, und nervigt, übrigens aber ziemlich garstig. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Gürtel von Baumrinde. Am Vorderarm tragen sie Armbänder von Federn, auf dem Kopfe Federn, wie alle Bewohner des Südmeers, einen Köcher mit

Pfeilen auf dem Rükken, und einen Bogen in der Hand.

Die Spanier haben einige von ihnen nach Manilla gebracht, sie scheinen erstaunt über alles, was sie sahen. An die Stille, die in ihren Wäldern herrscht, gewöhnt, waren sie über das geringste Geräusch unruhig, sie drehten den Kopf unaufhörlich von der einen Seite zu der andern, alle ihre Bewegungen verriethen die größte Unruhe, die Spanier giengen freundschaftlich mit ihnen um und beschenkten sie; sie schäzten aber ihre Freiheit höher als die schönen Geschenke, die man ihnen gab, und kehrten wieder in ihre Wälder zurük. Sie lebten entweder jede Familie beisammen, und machen eine eigene von den übrigen Menschen abgesonderte Gesellschaft aus, oder jeder Mann lebt mit seiner Gehülfinn in den Wäldern allein, wo sie sich unter den dichtesten Bäumen Hütten bauen, die sie aber sehr oft wieder verlaßen. —

Die zwoote Art der eingebohrnen Einwohner sind Malayen, diese waren die Herren des Landes, als die Spanier hieher kommen; sie bewohnten die Küsten und waren Kolonien, die

sich

sich vormals *) von Sumatra, Malaner, Borneo, und verschiedenen Malayischen Inseln hieher begeben hatten. Als diese Fremdlinge sich des Landes bemächtigt hatten, trieben sie die Eingeborne ins Innere desselben hinein.

Sie hatten eine Art von Polizei, einen Gottesdienst, und einige Künste unter sich.

Sie

*) Diese Malayen waren ehedem Muhammedaner, sie wurden von kleinen Fürsten beherrscht, die Datous hießen, und Vasallen von mächtigen Königen waren, man findet noch von ihnen auf den übrigen Philippinen, sie haben aber weiter keinen Vorzug mehr, als daß sie dem König in Spanien Tribut zahlen müßen. s. Pages Reisen um die Welt. Tom. I. p. 161.

Diese Mißionarien üben nicht nur die geistliche Herrschaft über die Indianer aus, sondern auch die weltliche. Sie bestrafen die geringsten Fehler mit Streichen, alles ist ihnen unterworfen, Kinder, junge Leute, Alte, Weiber, die Indianer sind, aber so von derselben Gerechtigkeit überzeugt, daß sie sie mehr lieben als fürchten; sie sehen sie wie ihre Väter an, sie sind so überzeugt, daß sie die Strafe, die ihnen widerfährt, verdienen, daß sie auch nicht das geringste dagegen sprechen. Auch findet man selten Beispiele, daß einer den Fehler, wegen dem er schon einmal bestraft worden, wieder begangen habe.

s. Pages Reise um die Welt Tom. I. p. 130.

Sie werden von Königen regiert, die die Spanier nach und nach vertilgt haben. Es hat den spanischen Mißionarien geglükt, sie zum christlichen Glauben zu bringen. Sie sind klein, haben glatte schwarze Haare, Augen und Nase, wie die Chineser. Sie sind von ihren Siegern gut behandelt worden, indem sie keine Sklaven aus ihnen gemacht haben. Sie haben ihre alte Malayische Sprache beibehalten, und nur den Schnitt ihres Hemds nach Europäischer Art verändert. Ihre Kleidung besteht aus weiten Hosen von blauer oder rother Seide, und einem weiten Hemde von Chinesischer Leinwand. Sie bedienen sich noch ihrer alten Sprache, die die togalische genannt wird, denn blos die Indianer in der Nachbarschaft von Manilla sprechen spanisch. Die Bewohner der übrigen Philippinen werden Bißagen und ihre Sprache, die von der tangalischen verschieden ist, wird die bißagische genannt.

Man sieht in Manilla sehr wenig Europäipäische Weiber, die Spanier und Chineser suchen sich indianische Weiber aus, daher sieht man sehr viele Mulatten hier; in der zwooten Generazion aber sind sie so weiß, als die Spanier.

Der

Der Nuzzen, den die Spanier von diesen Inseln ziehen, ist ziemlich groß, er besteht in der Perlenfischerei an den Ufern dieser Inseln, und in Goldstükken, den sie aus den Bergen ziehen; den Nuzzen aber, den sie zu leisten im Stande wären, ist noch viel größer. Der Ueberfluß an Reichthum und Getraide, den diese Inseln hervorbringen, würde ihnen viel eintragen, wenn sie ihn nach Batavia und andern Orten Indiens, wo Mangel daran ist, brächten; so auch der Zukker und andere Produkten mehr.

VI.

Von
der Insel Guam.

In dem Archipel der marianischen, ehemals Latronen oder Diebs-Inseln ist Guam die einzige, die einige Aufmerksamkeit verdient. — — Sie ist die einzige, auf der die Spanier eine Niederlaßung haben; die ihnen alle sind unterworfen. — —

Als Magellace die Insel nebst den übrigen Marianen entdekte, waren sie sehr stark bewohnt; man behauptet, daß die Zahl der Einwohner von Guam sich damals auf 20,000 und der sämmtlichen Marianischen Inseln auf 60,000 belief, die Einwohner waren sehr roh, und unbändig, und besonders sehr große Diebe, wie alle Einwohner der Insel der Süd-See; sie vertheidigten lang in grausamen Kriegen ihre Freiheit, und als sie endlich der Ueberlegenheit den spanischen Waffen weichen mußten, überließen sie sich einer Verzweiflung, von der wir fast keine

keine Beispiele finden. Sie gaben ihren Weibern Tränke zur Abtreibung ihrer Frucht, um keine Kinder zu hinterlaßen, die der Freiheit beraubt wären. — Dieses führten sie mit solcher Hartnäkkigkeit aus, daß die Zahl von 60,000 Einwohnern des ganzen Archipels bis auf höchstens 900 herunter sank, die vor ungefähr 30 Jahren, von den Spaniern gesammelt, und alle nach Guam versezt worden, so daß sich die Anzahl ungefähr heut zu Tag auf 1500 belaufen mag. —

Was den Ursprung der eingebornen Einwohner anbelangt, so behaupten die Einwohner der philippinischen Inseln mit ziemlicher Glaubwürdigkeit, sie seien eine Kolonie von ihnen. —

Die Insel Guam hat ohngefähr 40 Meilen im Umfang. Ihr Boden steigt vom Meere an unmerklich gegen die Mitte des Landes zu, wo sie etwas bergicht ist, sie ist durchgängig gleich fruchtbar.

Bei Durchwanderung dieser Insel findet man, daß die Natur in der Anlage malerischer und reizender Szenen sehr freigebig gegen sie gewesen; alles vereinigt sich zum Vergnügen eines Menschen, der ein Freund der Einsamkeit, der kühlen Schatten, des Geruchs der Blumen, und der kristallenen Bäche ist, die aus den Felsen her=

hervorrieseln, und in Kaskaden herabfallen, wer wollte hier beim Gesang unzähliger Vögel, im Anblik von Kaos, Rima, Pomeranzen, Zitronen, die die Natur auf dik belaubten Bäumen hervorbringt, Langeweile haben? — —

Diese Insel hat zween Plääze, die bequem sind zur Landung der Schiffe, eine Rheede, die an der Mündung eines kleinen Flußes, der durch die vornehmste Niederlaßung der Spaniern Agana läuft, liegt in dem Haven, der auf der Westseite liegt, und auf der einen Seite von einer in die See gehenden Erdzunge, auf der andern aber von einem langen Riff von Klippen geschüzt ist. —

Die Einfahrt ist sehr schmal, sie wird von einer Batterie aus gebrannten Ziegeln gedekt, die mit acht alten Zwölfpfündern besezt ist; vier Schiffe können sicher darinn liegen; es ist aber gefährlich ohne erfahrene Lotsen einzulaufen, weil es innwendig Klippen hat. — Die vornehmste Niederlaßung und zugleich Hauptstadt aller Marianischen Inseln ist Agana, sie liegt vier Meilen vom Haven an der Küste, am Fluße einiger Berge, in einer sehr angenehmen Gegend, sie wird durch einen Bach, deßen Waßer sehr hell ist, gewäßert. — Der Befehlshaber der Insel hat hier seinen Siz. — Die Stadt ist ziemlich

lich gros, die Straßen sind alle nach der Schnur gezogen, und die Privathäuser meistens dauerhaft von Holz gebaut. — Sie stehen auf einem Rost, welcher drei Fuß über der Erde hervorragt, die meisten sind mit Schindeln oder Ziegeln, einige aber auch mit Blättern und Palmbäumen gedekt, die öffentliche Gebäude aber sind von Ziegeln aufgeführt. Die Kirche ist schön, und nach spanischer Art mit Zierrathen überhäuft, das Kloster der Jesuiten haben izt Augustiner inne, die auch zugleich jenen in der Erziehung der Indianer nachfolgten. —

Der neue Befehlshaber der Insel (Hr. Tovias, ein Mann, deßen Name wegen seiner edeln und aufgeklärten Denkungsart mit dem größten Lobe verdient erwähnt zu werden) hat unter andern menschenfreundlichen Anstalten zum Wohl der Indianer auch eine öffentliche Freischule für ihre Kinder errichten laßen, darinn sie lesen, schreiben, rechnen, Religion, und etwas Vokal- und Instrumental-Musik lernen. — Die Knaben und die Mädchen haben jede ihre Schule besonders. — Es sind ansehnliche Kasernen hier, darinn eine Besazzung von 500 Mann Raum hätte, auch ein großes Königliches Magazin. — Da Agana nach europäischer Art bevestigt ist, so ist auch eine kleine Besazzung hier. — Sie besteht aus einem Korps

von 200 Indianern, die auf europäische Art eingerichtet sind, sie tragen Uniform, und stehen unter dem Kommando von vier spanischen Kapitäns. Die übrigen Offiziers sind meistens Mestizen und Indianer von den Philippinischen Inseln. — Außer dem da ihre Verrichtungen sehr gering sind, so bauen sie einen Strich Landes an, der unter dem Titel von Königlichen Domainen abgesondert ist. — Der Reis und Maiz, den sie davon einärndten, wird zu ihrer Erhaltung angewandt. — Außer der Stadt Agana rechnet man noch 21 kleine Niederlaßungen der Indianer, die sämtlich an den Küsten liegen und auf fünf bis sechs Familien stehen. — Sie ernähren sich von dem Getraide, das sie bauen, und dem Fischfang. — Ueberhaupt ist Guam die einzige aller Inseln des ungeheuern Südmeers, die eine nach europäischer Art gebaute Stadt aufweisen kann. — Was die Viehzucht auf Guam anbetrift, so kommen alle die Heerden von Rindvieh, Schweinen, Hirschen, Geflügel ꝛc. das man daselbst findet, von dem ersten Stamm her, den die Spanier hieher brachten. Gleich nach Eroberung der Insel rißen die Spanier Stellen in den Wäldern um, reinigten sie vom Buschwerk, und pflanzten gutes Viehfutter hinein; die Dichte des Gehölzes, von dem diese Waideplässe umgeben sind, schüzte sie gegen die brennende Mittags-Sonne,

und

und gab dem Vieh gutes und frisches Futer, und einen Schuz gegen die Hizze; dadurch ist es den Spaniern gelungen, daß etliche wenige Ochsen und Kühe, die sie auf Guam gebracht, in kurzer Zeit sich unendlich vermehrt haben, so daß sie endlich die Spanier wild herumlaufen ließen; wenn man izt etliche essen will, so schießt man sie entweder, oder fångt sie in Schlingen lebendig; sie sind alle sehr groß, und liefern ein schmakhaftes Fleisch. — Eben so voll sind die Wålder von Schweinen, Ziegen, und allerlei Arten von Geflügel, die hieher versezt worden; sie lauffen wild herum, und müßen wie die vorigen gefangen werden; ihr Fleisch ist ebenfalls sehr vortrefflich. — Auch findet man Hirsche, die von den philippinischen Inseln hieher gebracht worden; an Größe sind sie den unsrigen gleich, aber sehr verschieden von Haaren. Vom Dezember an bis in den Mai ist der philippinische Hirsch grau, seine Haare sehr lang und dik, und um den Hals herum viel långer, so daß es gleichsam einen hångenden Kragen bildet. — Im Mai bekömmt dieser Hirsch seine Sommer-Kleidung, die ganz verschieden von der im Winter ist; das Haar wird gelb, glatt, und glånzend, auf dem Rükken zeigen sich drei schwarze Streifen, der Zwischenraum ist mit weißen bezeichnet; wer es nicht kennt, und zu den verschiedenen Zeiten se-

hen würde, hielte es nicht für eben das Thier. — Die Flüße und Bäche von Guam führen einen Ueberfluß von Fischen vom vortreflichsten Geschmak mit sich, die Indianer ziehen ihnen aber die Seefische vor, von denen die Küsten wimmeln, die sich von kleinen Polypen ernähren, welche ihnen kaustische Eigenschaft mittheilen; diese Fische unterscheiden sich sehr leicht.

Was den Feldbau dieser Insel betrift, so ist er wirklich in einem guten Zustand. — Der neue Kommandant nämlich sah ein, daß das beste Mittel zur Wiederherstellung des armseligen Ueberbleibsels der Einwohner der Marianischen Inseln wäre, — wenn er diese kleine Kolonie zum Akkerbau aufmunterte. — Die Indianer fiengen unter ihm an, Reis, türkisches Korn, Indigo, Baumwolle, Kakao und Zukkerrohr zu pflanzen, und alles gelang. Insonderheit ist der Ertrag des türkischen Korns unglaublich, und daher nichts ohngewöhnliches Pflanzen zu finden, die eine Höhe von 12 Schuh erreichen, und acht bis zehn Aehren, jede 9 bis 10 Zoll lang voll der schönsten Körner haben. Die Indianer zermalen sie und bakken Brod daraus. — Jede Familie hat ein Stük Land zum Eigenthum erhalten, das zu einem Garten und Akker vertheilt ist. — Um die Arbeiten des Feldbaues zu erleichtern, hat

die

die Regierung Pferde von Manilla, und Esel und Maulesel von Akapulko kommen laßen; auch hat man den Indianern gewiesen, wie sie die Ochsen bezähmen, und zum Akkerbau abrichten müßen; man trift nicht leicht einen Indianer an, der nicht etliche deren Gespänen solcher abgerichteten Tragochsen hätte. Um sie zu bändigen, durchstechen sie ihnen die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern und ziehen einen Strik dadurch, womit sich der Ochse, wie auch Pferde durch den Zaum regieren läßt. — Sie reiten auf diesen Ochsen ins Innere des Landes, und laden ihr Gepäk darauf. — Um ein gutes Beispiel zur Kultur zu geben, hat der Befehlshaber der Insel sehr angenehme und nüzliche Gärten angelegt, und Alleen, die aus vierfachen Reihen von Kausbäumen und Reimaß bestehen, vor der Stadt, und auf öffentlichen Pläzzen in der Stadt, gepflanzt, dieses machet Agana zu einem reizenden Aufenthalt. — Die Gärten der Indianer sind voll von Hülsen-Früchten, Melonen, Köhl, und andern Gemüsen, die Obstgärten sind voll der schönsten Mangenes und Ananas. Alle diese Obstbäume trift man auch wild auf der Insel in großer Menge an, sie sind aber nicht von der Güte, wie die, denen in den Gärten gewartet wird. — —

Dieser Landbau der Indianer erfordert natürlicher Weise auch verschiedene Handwerke, um die dazu nöthigen Werkzeuge zu liefern; man trift Indianer an, die mit dem Schmiede= Wagner= und Zimmer=Handwerk ziemlich geschikt umgehen. —

Auch sind Fabriken von Baumwolle hier angelegt, und Teiche zu Vertiefung des Salzes gegraben. — So viel neue Kenntniße auch die von Guam durch ihre Zivilisirung erlangt haben, so behalten sie doch die von ihren Voraltern angeerbte Kunst, Schiffe nach ihrer Art zu bauen; die Erfindung derselben würde unstreitig einem Schiffbauer der Europäer Ehre machen. Die Gestalt ihrer Schiffe ist originell, denn sie geht von allen ab, welche bei den Völkern des Erdbodens üblich sind. —

Da diese Indianer eine Nazion ausmachten, die auf neun Haupt=Inseln, die eine Breite von 6 Graden einnehmen, zerstreut waren, so hatten sie zuverläßige Schiffe nöthig, um immer in Verbindung mit einander zu bleiben. Die Marianen liegen in einer Gegend, wo die Westwinde fast immer herrschen, es war also ein Vortheil für ihre Schiffe, wenn sie ein Hintertheil hatten. — Sie gaben ihnen deswegen die Gestalt von

zwei

zwei Vordertheilen, jedes an einem Ende des Schiffs, weil sie sich nie im Fall befinden, das Schiff zu wenden. — Die Winde wehen in diesen Meeren nur stoßweise, und diese Stöße sind oft sehr heftig; daher haben sie ihren Schiffen ein großes Stük Holz angehängt, das in die See gelegt wird, und das Schiff im Gleichgewicht hält, so daß es gegen die Windstöße und das Anschlagen der Wellen geschüzt ist. Weil die Schiffe den Wind allemal nur auf einer Seite haben, so sind sie auf dieser platt, und hingegen auf der unter dem Winde, die immer tiefer im Wasser geht, von einer rundlichen Gestalt, die geschikter ist, das Meer zu vertheilen. Der Mast steht nicht in der Mitte des Schiffs, sondern an der krummen Seite, so daß er zwischen dem Schiff und dem daran bevestigten Holz gleichsam das Gleichgewicht hält. —

Die Maschine, die das Gleichgewicht hält, besteht aus 4 Stükken Holz, an dem ist ein groses Stük Holz in der Forme einer Piroge angebracht, dieses thut der Gewalt des Windes auf der See einen solchen Widerstand, daß es das Schiff auch bei den stärksten Stößen vor dem Umschlagen schüzt. — — —

Das Holz, das zum Gleichgewicht dient, ist mit hölzernen Querhölzern oder Ramen an das

Schiff bevestigt; in den leeren Raum dazwischen wird ein Theil der Ladung gelegt, auch halten sich die Paßagiers darauf; auch dieses dient viel zum Gleichgewicht. — Der Mast dieser Schiffe ist ein Bambus, die Segel sind dreiekkig aus Binsen, wie eine Matte geflochten, und jeder hat zwo Seegelstangen. Die Länge dieser Schiffe beläuft sich auf 40 bis 50 und ihre Breite auf 3 bis 4 Schuhe. — Ihr Boden besteht aus einem einzigen Baume, der nach Art einer Piroge ausgehölt, und durch einen Bord von zween Zoll erhöht ist; diese Schiffe haben kein Steuerruder, sondern werden von einem Indianer, der am Ende des Schiffes steht, mit einem breiten Ruder in der Gestalt einer Schaufel regiert. Wenn der Wind außerordentlich scharf bläßt, so legt ein solches Schiff fünf Meilen in einer Stunde zurük, sie sind also die besten Seegler von allen Fahrzeugen, deren man sich auf dem Meere bedient. Die Indianer nennen sie Praos. *) —

Von

*) Eine Abbildung dieser Praos steht auf dem Titel-Kupfer der Uebersezzung von Bougainville's Reisen.

Von den einheimischen Produkten der Insel Guam.

Unter den einheimischen Gewächsen dieses Landes bemerkt man vorzüglich den Kokosbaum und den Rima. — —

Es sind drei Arten von Kokosbäumen zu merken. Die erste ist die gewöhnliche, große, die man fast in allen Gegenden von Indien antrift, deßen Frucht zuerst einen angenehmen kühlenden Saft, hernach eine Art von Wein, ein Oel, und endlich auch Faden liefert, daraus man Strikke machen kann. —

Die zweite Art von Kokosbäumen, die man auch wegen des minder hohen Wuchses die mittlere nennen könnte, hat eine Nuß, deren zarte Schale, wenn man die obere harte herabgemacht, sich wie der Boden einer Artischoke essen läßt. —

Die dritte Art ist der schwarze Kokosbaum, deßen Größe und Höhe sich nicht über 6 bis 10 Schuh beläuft. Das Fleisch seiner Frucht ist dikker und stärker, und hat auch einen feinern Geschmak. — Die Blätter von allen drei Arten die-

nen, um die Häuser damit zu bedekken, oder Matten davon zu machen. —

Der Rima ist eines der schönsten Produkte der Natur. Es ist ein großer Baum, deßen starker Stamm gerade in die Höhe wächst, und eine glatte Rinde, wie unsere Buchen haben. — Er trift in der Höhe von 10 bis 12 Fuß, Zweige, die wechselsweise stehen, wie die Blätter. — Die Blätter haben eine Länge von 18 bis 24 Zoll, sie sind dik, fest, von einem schönen Grün, und geben dem Rindvieh eine vortrefliche Nahrung. An den Achseln der Blätter kommen längst den Zweigen die Früchte zum Vorschein, die die Größe einer großen Melone haben, aber mehr oval sind, und gemeiniglich 6 bis 10 Zoll lang werden, sie sind in einer dikken Haut eingehüllt, die kurze, stumpfe Spizzen hat; überhaupt gleicht die Frucht des Rima sehr viel der Frucht des in Indien bekannten Zakka; auch die Blüthe gleicht demselben; aber das Fleisch ist sehr verschieden. Das von Rima ist mehlicht und von einem sehr lieblichen Geschmake, der völlig dem des Brods gleicht, und in allen Stükken den Gebrauch desselben ersezt, ja der Geschmak davon ist so lieblich und sanft, daß ihn der geschikteste Bekker seinem Brode nicht so mittheilen kann. — Es ist allerdings für die Einwohner dieser Inseln etwas

sehr

sehr angenehmes, alle Tage sein Brod nur vom Baum wegnehmen zu können, um das sich der Europäer, ehe er es zu Stande bringt, so viele Mühe geben muß. — Die Indianer pflükken diese Frucht ab, wenn sie noch grün ist, und schneiden Schnitte, wie Brod davon; wollen sie sie aufbewahren, so schneiden sie sie in runde Scheiben, wie Zwiebak, und troknen sie an der Sonne, oder im Ofen. Dieser natürliche Zwiebak erhält sich viel länger gut, als der beste Schiffs-Zwiebak. Wenn sich aber die Frucht des Rima der Reife nähert, so wird sie gelb und weich, wird unschmakhaft und verliert ihren ganzen Werth. —

Die Wälder von Guam sind voll Gujaven- Zitronen- und Pomeranzen-Bäumen; vorzüglich sind aber noch zu merken zwo Arten von Bananen oder Pisangbäumen. Die erstere Art ist ein Zwergbaum, deren Stamm nie über drei Fuß hoch wird. —

Sie bringt einen großen runden Klumpen von Früchten hervor, die an der Zahl 500 bis 600 dicht an einander sizzen. Die Frucht gleicht einer Nuß, ist entweder gelb oder roth, und übertrift an Geschmak alle übrige Bananen. —

Die zwoote Art ist ein wilder Bananenbaum, der an Höhe alle übrigen übertrift; seine Frucht

be-

besteht aus einer Menge Kernen, die durch weniges Fleisch mit einander verbunden sind, und läßt sich nicht eßen. —

Der Stamm dieses Baums aber schaft ziemlichen Nuzzen, denn er besteht aus einem Gewebe von Fäden, aus welchem die Indianer Strikke und Fabeltaue machen, die an Stärke die unsrigen übertreffen. Am Rande des Meers und der Wälder stehen Kapernbäume, die einheimischen Produkte dieser Insel sind.

Es läßt sich aus der Fruchtbarkeit dieser Inseln gar leicht schließen, daß die Spanier gar keinen Nuzzen aus diesen Inseln ziehen, in Vergleich desjenigen, den sie zu geben, fähig sind.

VII.

Nachrichten von der Insel Madagaskar,

aus Makintosh's Reisen.

Die Insel Madagaskar bedarf keiner Beschreibung, denn es ist bekannt genug, daß man sie unter den größten Inseln in der Welt für die zweite gehalten hat, ehe der erfahrene und scharfsinnige Seefahrer, Kapitän Cook, die Entdekkung machte, daß Neu-Holland u. s. w. Inseln wären. Sie liegt unter der Süderbreite vom 12ten bis zum 26 Grad, und zwischen dem 43sten und 51sten Grade der östlichen Länge von London.

Die Macht des Vorurtheiles, wenn es sich auch sogar nur auf die fabelhaften Begriffe ungelehrter Seeleute, die nichts gehörig erforschen, und größtentheils wohl gar auf die um ein Stük Brod geschriebenen Reisen und Abentheuer von Seeräubern und Freibeutern gründet, die nur in dem

dem Gehirn eines Dachkammer-Skribenten ausgehekt worden, hat doch in so fern das Uebergewicht über Vernunft und Billigkeit gewonnen, daß wir in Europa nimmer den ursprünglichen Einwohnern von Ländern, die weit von uns entlegen sind, Wildheit, Barbarei, Unwissenheit, Dummheit, Mangel an aller Religion, und eine ganze Menge von mancherlei Lastern beizumessen pflegen, dergleichen Vorstellungen sind wahrhaftig lauter grobe und unbillige Vorurtheile. Den mehrsten weit von uns entfernten Völkern, die bei den Europäern immer schlechterdings Wilde heißen, kömmt viel natürlicher das Lob der entgegengesezten Eigenschaften zu. — So hat man bisher ohne allen Grund die Einwohner von Madagaskar, und die Hottentotten am Vorgebirge der guten Hoffnung theils für Geschöpfe, die außer der Figur und Sprache keine einzige Eigenschaft besäßen, wodurch sie sich vor dem Vieh auszeichneten, theils für reissende, blutgierige Tyger gehalten.

Die Franzosen sind noch die einzige europäische Nazion, die einige Versuche gemacht haben, Pflanzstädte auf der Insel Madagaskar anzulegen. Mit einem solchen Versuche machten sie den Anfang zu ihrem Ost-Indischen Handels-System, aber nach einer unermüdeten Beharrlich-

keit

keit und Ausgabe von mehreren Jahren ward dem unausgesezten Widerstande der Einwohner das Klima noch behülflich, vielen tausend französischen Unterthanen den Garaus zu spielen, worauf dann diese den ferneren Kampf aufgaben.

Um das Jahr 1770 entwischte der Graf Beniowski, ein polnischer Edelmann, von kühnem und unternehmendem Geist, aus der Verbannung in Sibirien, wohin ihn die rußische Kaiserinn geschikt hatte, reißte von dannen nach Kamtschatka, und baute sich selbst eine Art von Fahrzeuge, indem er sich hernach mit einigen andern verzweifelten Gefährten einschiffte, und mit dem er an der Küste hinsteuerre, bis er mit seinem Gefährten auf dem Kanton-Strom in China anlangte, von wannen er sodann seinen Weg nach den französischen Inseln nahm. Er erkundigte sich überall nach allerhand Partikularitäten, die Einwohner ꝛc. von Madagaskar betreffend, gab dem natürlichen Hange seiner eignen ekzentrischen Neigung zu Heldenthaten und großen Unternehmungen Raum, und legte, als er nach Frankreich kam, der Regierung einen Plan zur Wiederbelebung des Anschlages vor, ein Etablissement auf Madagaskar zu errichten. Beniowski fand Gehör, und erhielt den Auftrag, ein Regiment von 300 Mann zu errichten, welches von allen euro-

päi-

päischen Nazionen und Religionen zusammengebracht, und nach seinem eigenen Sinne geformt und gekleidet werden sollte. Er erwählte die grüne rußische Uniform, und dabei auch rußische Waffenrüstung. Kurz, er brachte seine Mannschaft zusammen, wurde mit derselben nach der Insel Mauritius geschifft, und von dannen nach dem Fort Dauphin in Madagaskar gebracht, wo er das Kommando der Besazzung und der Pflanzstädte übernahm, indem er eine beträchtliche Anzahl von bürgerlichen Personen beredet hatte, sein Schiksal mit ihnen zu theilen, und sich unter seinem Schuz auf dieser Insel niederzulassen.

Nun pflog er Unterhandlungen mit den Einwohnern, die sichs auch gefallen ließen, daß einige Pflanzstädte an einer Bai dicht an der See angelegt werden durften, die aber schlechterdings darauf bestanden, daß er sich im Lande selbst nicht eindrängen sollte. Er ließ ein verpallisadirtes Schloß für seine Besazzung erbauen und Hütten anlegen, um seinen Leuten Wohnung und seinem Proviant- und übrigen Vorrathe Raum und Obdach zu schaffen. Die Einwohner beunruhigten ihn auch nicht im geringsten, so lange er sich innerhalb der Gränzen, die sie seinem Gebiete gesezt hatten, hielt, und bei dem Buchstaben des mit ihnen geschloßenen Vertrages blieb.

Weil

Weil aber dem Grafen daran gelegen war, sich Straßen ins Land hineinzubahnen, und er dergleichen anzulegen begannte, so widersezten sie sich ungesäumt seinem Vorschreiten, und darüber kam es zu Feindseligkeiten.

Da nun dieser Niederlassungsplaz ohne Ueberlegung, in einer niedrigen sumpfigen Gegend, oder doch dicht dabei angelegt war, so starben seine Truppen und seine Pflanzer in kurzem hinweg, ja es entstanden auch Mishelligkeiten und Zänkereien unter ihnen selbst. Man schikte sogar Beschwerden an die höchste Regierung auf der Insel Mauritius; hierauf entstanden Streitigkeiten zwischen den höchsten Oberhäuptern der Inseln, und ihm, es ergieng eine Appellazion an den Hof nach Paris, und der Graf bekam darauf Erlaubnis nach Hause zu kommen.

Sein Verhalten ward, als er wieder nach Frankreich kam, gemisbilligt, und ob man ihn gleich nicht aus dem Dienst und von den Posten, die er bekleidete, geradezu abdankte, so war doch die Aufnahme und Begegnung, die ihm wiederfuhr, nicht viel besser. Man will sagen, er habe seitdem Gelegenheit gefunden, bei dem teutschen Kaiser empfohlen zu werden, und in einem ansehnlichen militärischen Posten in dessen

Bayerische Staatsbibliothek München

Dienste zu kommen. Sei indessen dem, wie ihm wolle, genug im Oktober 1778 waren auf der Insel Madagaskar nur noch vier Offiziere übrig, und drei saßen wegen militärischen Vergehungen gefangen, außerdem war weiter Niemand mehr da, als etwa dreißig Privatleute und Offiziere, die kein Patent hatten und keine Dienste thaten. Alle Pflanzer waren gestorben.

Damit hatte auch das neue französische Etablissement ein Ende, und die Einwohner waren nunmehr erbitterte Feinde, die sich sogar gegen Privat-Schiffer aus den Inseln feindselig beweisen, ein überaus nachtheiliger Umstand, da sie ehedem zu ganz billigen Bedingungen mit Reis und Hornvieh und zwar in großer Menge von St. Mary, Faulpoint, und St. Antongil (lauter großen Baien, die den Inseln gegen über liegen) versorget worden sind. Die Hinreise von Bourbon oder Mauritius nach einem oder dem andern von diesen Orten geschieht insgemein binnen zween, drei, vier bis höchstens fünf Tagen, aber die Rükfahrt ist desto langweiliger, und zwar wegen der beständig anhaltenden Winde und Ströme, durch welche die Schiffer genöthigt werden, weit nach Norden oder Süden hin zu laviren, wenn sie in Stand kommen wollen, die Inseln zu erreichen.

Unsere Flotte ankerte am 14ten und 15ten Junius in der Augustiner-Bai. Die Einwohner kamen folglich an Bord, und fiengen einen Handel mit einer Beurtheilungskraft an, die schon durch Erfahrung gereift seyn mußte. Ihre Geschiklichkeit ist in jeder mechanischen Kunst weit unter der Mittelmäßigkeit; dagegen aber sind sie Kenner genug, Mastochsen, die so schön sind, wie man sie in der Welt findet, Schafe, Ziegen, zahmes Federvieh, Puterhüner, Milch und solche Vegetabilien, wie sie in jeder Jahreszeit zu ziehen wissen, gegen Schießpulver, Kugeln, Flinten, Musketen, und geistige Getränke umzusezzen, welche den Stapel ihres Handels ausmachen. An der Nord-Nord-Ost- und Süd-Süd-Ost-Seite erbauen sie große Quantitäten von vortreflichem Reis, und da haben sie auch Plantains, Yams, Limonien, Pomeranzen, Tamarinden, u. d. gl. in Menge.

Die stärksten und reinsten Kristallen von Steinsalz in der Welt befinden sich in dem Eingeweide der Erde auf dieser Insel. Ihre Baien enthalten einen Ueberfluß an Fischen, die in ihrer Art vortreflich sind, nebst den mehresten Arten von Muschelthieren an und unter den Klippen und in den Flüßen. Für Naturforscher ist

da ein weites Feld in den Waldungen dieses Landes, woran sie ihre Talente üben konnten.

Die Insel selbst ist, wie die Einwohner sagen, in sieben verschiedene Königreiche getheilt, von denen ein jedes einen besondern König hat, der seine Gewalt sowohl wie sein Recht durch Erbschaft erlangt. Diese Fürsten begehen Feindseligkeiten gegen einander in bester Form, es besteht aber diese Form darinnen, daß sie einander plündern, und das Hornvieh wegtreiben. Die Kriegsgefangene werden hernach jedesmal an französische und holländische Sklaven-Händler zu Sklaven verkauft.

Die Männer sind von mittlerer Größe, wohlgebildet, sind gewand und thätig. Dabei sind sie dreist und beherzt in hohem Grade, und können durchaus keinen Schimpf, auch nicht von ihrem höchsten Vorgesezten ertragen, ohne ihn augenbliklich, entweder mit der Muskete, oder mit der Lanze zu ahnden. Sie besizzen große Fertigkeit im Lanzenwerfen, mit einem Lanzenschuße, den sie aus einer beträchtlichen Entfernung thun, schlachten sie ihre Mastochsen, und es bewirkt diese Art zu schießen den augenbliklichsten Tod, den ich jemals gesehen habe. Der Wurfspies fährt neben der Schulter hinein, und das Thier stürzt im Augenblikke nieder.

Sie

Sie sind große Liebhaber von geistigen Getränken, und sehr geneigt, ausgelassen zu werden, sobald sie betrunken sind. Uebrigens sind sie ein standhaftes, vernünftiges, scharfsichtiges, und über seine Freiheit sehr eifersüchtig haltendes Volk; insgemein aber sind sie eben nicht gewohnt, was sie versprochen haben, aufs treulichste zu halten, daher denn auch jeder, der ihnen etwas auf Treu und Glauben im Voraus giebt, eine Unvorsichtigkeit begeht, wovon ich blos die gewöhnlichen Geschenke an den König und andere Großen ausnehme.

Sie geben ihre Weiber gern Ausländern Preis, schieben aber nicht selten, um die Vergeltung für eine solche Gefälligkeit desto höher zu bringen, für Prinzeßinnen geringere Personen unter. Allein die Franzosen an der Ostseite schliessen mit den Oberhäuptern und Fürsten Kontrakte auf Wochen, Monate, über ihre Töchter, die dann auch während einer solchen bedungenen Zeit nicht allein fleißig und geschäftig in Zurichtung der Speisen und Besorgung anderer häuslichen Angelegenheiten, sondern auch darinnen sehr getreu sind, daß sie ihnen jeden Verdruß, jede Unannehmlichkeit so wie jedweden Betrug in ihren Geschäften mit andern Einwohnern zu ersparen suchen. Sie sind bei allem dem sehr mit der

venerischen Seuche behaftet, welche sie zweifels ohne von Europäern bekommen haben; jedoch haben sie dawider eine vollkommene und leichte Kur durch Kräuter ausfindig gemacht.

Allem Ansehen nach stammen sie größtentheils von den Kaffern an der süd-östlichen Seite von Afrika her, welches ich aus ihren wolligen Haaren, so wie aus ihren Gesichtszügen und aus der Farbe ihrer Haut schließe. Jedoch giebt es in dem nord-östlichen Quatiere der Insel einen Strich Landes, dessen Einwohner offenbar von den Arabern herstammen, und obgleich diese Nazion fast beständig mit einigen ihrer Nachbarn im Kriege begriffen ist, so ist doch gleichwohl mehr als warscheinlich, daß ihre Verbindung mit ihnen weit genug gegangen sei, um die Gesichtszüge vieler von ihnen platt zu machen, denn es ist etwas merkwürdiges, daß ich ungeachtet des häufigen Verkehrs, welches ihre Weiber mit Europäern treiben, nie einen Mulatten oder Mestizen auf oder von Madagaskar gesehen habe. Fast argwohne ich, daß man dergleichen Kinder vielleicht, aus politischer Eifersucht, nicht leben lassen mag.

Ich habe nie in Erfahrung bringen können, ob es auf dieser Insel wilde, reissende Thiere

gebe;

gebe; Alligators hingegen giebt es in allen Flüßen.

Die Einwohner haben eine große Menge Hunde, und überall findet man bei ihnen wilde Schweine. Auch giebt es auf der Insel unterschiedliche Arten von wilden Enten und Gänsen, die man sonst nirgend antrift, und die nicht nur vorzüglich groß, sondern auch schön vom Gefieder sind. —

Mich dünkt übrigens gar nicht, daß man eben nicht nöthig habe, sich nach einer europäischen Pflanzstadt auf dieser Insel zu sehnen; denn wenn nur kluge Anstalten getroffen und den Schiffs-Hauptleuten gewiße Verpflichtungen auferlegt werden, die sie beobachten müßen, so kann sich da ein jeder zu einem bei weitem leichtern Preis, und auf eine weit erwünschtere Art mit dem, was er nöthig hat, versorgen, als wenn ein europäischer Pflanzort auf der Insel angelegt wäre. Gartengewächse, wie z. B. Kohl und Kraut, Turnips, Karotten und dergleichen sind alles, womit sie niemanden versorgen können. Gäbe man sich aber ein wenig Mühe darum, so würde man sie auch wohl dahin bringen können, daß sie diese zögen. Gute Begegnung von Seiten der Europäer, und pünktliche Erfüllung jedes den Einwohnern gethanen Versprechens würde

gar bald dienen, diesen Leuten gleiche Gesinnungen und gleiches Betragen gegen uns einzuflößen.

Da ich ganzer sechs Wochen lang in den schlimmsten Gesundheits-Zustand versezt war, und wegen einer Gallen-Beschwerde in meine Kajüte eingesperrt bleiben mußte, indem ich durchaus nicht vermögend war, die geringste solide Nahrung zu verdauen, so hatte ich alle mögliche Ursache zu befürchten, daß ich meine Gebeine würde in Madagaskar zurüklassen müßen. — Bei allem dem fand ich noch ein schnelles und wirksames Heilmittel auf dieser Insel. Bei niedrigem Wasser nämlich fließt ein Bach mineralischen Wassers aus einem harten Felsen, ungefähr 300 Fuß weit von der sogenannten Zelt-Klippe (Tent-Rock), in der St. Augustini-Bai. Dieses Wasser erregt anfänglich, wie das Wasser zu Bath, eine Art von Schwindel; aber in weniger als acht Tagen schaffte es aufs kräftigste alle Verstopfungen der Galle aus meinem Leibe fort. Ich brauchte es auch den ganzen Weg über bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung mit unausgeseztem gutem Erfolge fort. Dabei konnte ich mit herzhaftem Appetit zur Mittagsmahlzeit ein gutes Stük Fleisch von einem Mastochsen, der erst selbigen Morgen geschlachtet war,

essen,

essen, ohne die mindeste Beschwerde von Mangel an Verdauungskraft zu empfinden.

Ueberhaupt ist das Rindvieh da vortrefflich. Jedes Stük wiegt zwischen fünf und acht hundert Pfund, und das zugerichtete Fleisch davon ist schmakhaft, mürbe, riecht gut, und sieht gut aus.

Die Schafe auf Madagaskar haben, wie die afrikanischen, breite Schwänze, und sind auch übrigens so groß wie diese. —

Die Gastfreiheit dieses Volkes ist ein Kennzeichen von ihrer menschenliebenden Gesinnung. Ein junger Mensch von unserer Reise-Gesellschaft gieng des Tages nach unserer Ankunft in dem Kanot der Einwohner, mit einem von ihnen ans Ufer; da aber hernach der Abendwind, und der starke Strom der Fluth ihnen die Rükfahrt verwehrte, so nahm ihn der Mann mit sich nach Hause. Einer von den Fürsten des Landes, der zugleich einen wichtigen Aufseher-Posten bei dem minderjährigen Könige von Baba bekleidete, besuchte den Fremdling, hielt mit beiden die Abendmahlzeit, und lud unsern Landsmann nach seinem eigenen Hause ein. Hier wurde noch eine Puterhenne geschlachtet, und zu seiner Abendmahlzeit nach madagaskarischer Manier zugerichtet. Der Wirth und seine Frau schliefen

auf der Erde, und den Fremdling nöthigten sie auf ihrem Bette zu schlafen. — Es sind uns auch während unsers Aufenthalts bei dieser Insel verschiedene andere Beispiele von natürlicher Gastfreiheit vorgekommen, und es war leicht wahrzunehmen, daß die Madagassen zwischen Männern, welche Achtung verdienten, und andern, die keine verdienten, in ihrem Betragen einen Unterschied zu machen, und den Kapitain vor dem gemeinen Soldaten recht wohl zu erkennen wußten.

VIII.

Zur Geschichte der Insel Madagaskar.

(1.)

Auszug aus Briefen von Pondicheri.

Ein Brief aus Frankreich vom 10ten Hornung 1785. sagt uns, daß Hr. von Beniowski *) von Neuengland mit 5 oder 6 Schiffen abgereißt ist, und daß er den Weg nach Formosa und Madagaskar habe machen wollen. Aus der Insel Frankreich melden die Briefe vom lezten Dezember in Betreff dieser Unternehmung folgendes:

Herr von Beniowski reißte mit einem ziemlich übel ausgerüsteten Schiffe von Neuengland ab, er strandete zweimal an der Seeküste von Bra=

*) Mein Brief vom 6ten verfloßenen Hornungs hat den Tod dieses berühmten Abentheurers angekündiget; diese Neuigkeit gründete sich auf die Briefe aus der Insel Frankreich unter dem nämlichen hier angegebenen Datum.

Brasilien und sezte dennoch seinen Weg bis nach Madagaskar fort. Er landete am westlichen Theile des Landes der Sklaven **), wo er alle seine Waffen und 34 Menschen ans Land sezte. Da er sah, daß die Eingebornen sich truppenweis versammelten, so suchte er sich zu verschanzen, und begehrte neuen Beistand vom Schiffe: allein der englisch=amerikanische Kapitain, welcher ihn hingeführt hatte, drükt sich wegen dieser Sache auf diese Art aus:

„Es blieben mir nur 14 Mann, 1 Kano=„ne, eine Flinte und ein Paar Pistolen übrig." Solche schwache Vertheidigungsmittel erlaubten mir nicht die Erwartung des Barons zu erfüllen. Ich hörte in nachfolgender Nacht, nachdem ich ihm diese Foderung abgeschlagen hatte,

**) Die Sklaven sind kriegerisch, kennen einige Künste, und verstehen den Handel, welchen sie mit den Arabern an der afrikanischen Küste treiben; sie bewohnen den Theil, der jenen gegen über liegt, in welchem sich ehemals der Baron Beniowski vest gesezt hatte, er trachtete bis zu ihnen zu dringen, aber er wurde zurükgetrieben. Sein Ruf hatte ihn bei ihnen in Miskredit gebracht, und es ist sich daher nicht zu wundern, daß sie weder etwas mit ihm zu thun haben, noch seiner Tirannei sich unterwerfen wollten.

hatte, ein heftiges Feuern mit Flinten, zu Lande, und bei Tage sah ich, daß das Lager verwüstet und verlassen war. Während drei Tagen hörte ich in der Ferne und in dem Walde von Zeit zu Zeit Flintenschüße. Nach diesen drei Tagen sah ich an dem Ufer viele Pirogen (Kähne) und die Vorbereitung zu einer Einschiffung; da ich mich nicht im Stande fand, einen Anfall auszuhalten, so begab ich mich unter Segel und fuhr nach Quiloa auf der Küste Mosambik.

Eben von Quiloa hat man diese umständliche Erzählung erhalten. Sie sezten noch hinzu, daß der Kapitain sein Schiff um 4000 Piaster dem Hr. Duhazier einem Kreolen von Bourbon verkaufte, welcher des Sklaven-Handels wegen sich hier befand, und daß ein Deserteur von dem Regiment der Insel Frankreich, Namens Mayeur, der Gehülfe und Freund des Beniowski war.

So viele Umstände lassen bei dieser Nachricht keinen Zweifel übrig, und es ist ganz wahrscheinlich, daß der Baron endlich das Schlachtopfer seines feurigen Kopfes und seiner leichtsinnigen Projekten geworden sei.

(2.)

Vom 16ten Mai 1786.

Genaue Berichte, welche aus der Insel Frankreich eingeloffen sind, melden, daß das Schießen mit Flinten, von welchen in oben stehender Nachricht die Rede war, eine List des Beniowski gewesen, um dem Kapitain Schrekken einzujagen, ihn zur Flucht zu bewegen, und dadurch den freien Besiz der Effekten, des Geldes u. s. w. das ausgeschifft worden war, zu behalten. Denn man weiß, daß er von den Eingebornen des Landes nicht angefallen wurde, und daß die scheinbaren Bewegungen der leztern, auf Antrieb des Barons geschehen waren.

Nach der Abreise des arglosen und furchtsamen Amerikaners hatte der Baron seinen Weg nach Norden gerichtet, und sich nach Bombelak begeben, wo er, da er den König todt fand, seiner Wittib den Antrag that, sie zu heirathen. Das schwarze Weibchen mochte ihn wohl haben, aber ihr Hof widersezte sich. Alsdann verlies er diese neue Dido, nahm den Weg nach Westen und gieng über Foulpointe, einen Ort, wo wir immer noch einen Agenten für den Ochsen- und

Reis-Handel haben. Er schikte 6 Herolden voraus als Ueberbringer seiner Vollmachten, die in diesen Worten begriffen sind:

„Wir u. s. w. durch die Gewalt, welche wir „von dem Kaiser und Könige von Frankreich erhalten haben, befehlen allen denjenigen, denen „es nöthig seyn wird, u. s. w. Gegeben in unsrer „Kanzlei .... (unterschrieben) Baron von Beniowski Kaiser der Insel von Madagaskar.“

Da unser Agent und seine Angehörigen befürchteten beim Kopfe genommen zu werden, so benuzten sie die Gelegenheit, die ihnen ein kleines Schiff anbot, um abzuziehen. Die Herolden machten Mine, die Barke anzugreifen, aber geschwind aufgespannte Segel entfernten sie vom Ufer. Dies ist der Bericht, welcher dem Vicomte von Souillac ist abgestattet worden. Dieser Befehlshaber hat sogleich ein kleines Schiff mit einem Detaschement von 15 Mann abgeschikt, und von einer Flotte begleiten lassen, welches der Chevalier von Tormelin, Schiffslieutenant, kommandiert, ein Mann, der Fähigkeit genug besizt, seiner Kaiserlichen Majestät Troz zu bieten.

Man versichert, daß der Kaiser nur noch zwölf Mann hat, unter welchen ein Bruder von ihm ist, und daß die übrigen auf der Reise umgekommen sind.

Man

Man nehme eine Karte von Madagaskar, gehe von 30 Meilen gegen Norden aus, und ziehe seinen Weg nach Bombelak, dann gehe man von da nach Südwesten, bis nach Foulpoint auf der Ostseite der Insel, und dann wird man einen Begriff von der Reise des Kaisers haben. Man bemerke dabei, daß ohnerachtet der kleinen Entfernung eines Ortes vom andern die Berge, die dichten Wälder, die stinkenden Sümpfe unter einem heißen Himmel fast unübersteigliche Hinderniße für uneingewohnte Ankömmlinge sind.

IX.

Herrn Milran,
Bürgers zu Cherbourg
Reise
nach der Insel Jersey.

(Aus dem Französischen übersezt.)

An
den Vicomte de Toustain.

Die Reise ist vollbracht, und nun sollen Sie auch, mein werthester Freund, wie ich es Ihnen versprochen habe, meinen Bericht davon erhalten. Gefällt dieser Ihnen, so habe ich meinen Zwek erreicht. Aber alles kann ich Ihnen doch wohl nicht erzählen, was mir bei dieser kleinen Reise aufgestosen ist, die nicht ohne Abentheuer war; das Meer giebt immer Stoff dazu: denn da wir zu unserer Ueberfahrt nur vier Stunden gebraucht hatten, so mußten wir zwei und zwanzig für unsere Rükreise aufopfern. Die Windstille

stille hätte mich beinahe toll gemacht: bedenken Sie, eine abscheulich lange Nacht mußten wir auf dem Wasser zubringen, mußten da eine Zeit unnüz verschwenden, die wir weit angenehmer auf der Insel Jersey hätten zubringen können, dieß war es, was mich am meisten ärgerte.

Die Insel — o mein Freund, die hat den lachendsten Anblik! Ein herrlicheres Ländchen ist nicht zu finden! — Es ist ein wahrer englischer Garten von zwölf (französischen) Meilen im Umkreise! Die Wege sind schmal, aber sauber und eben wie die Alleen eines Parks. Auch sind Fußwege, neben den Straßen, die kein Pferd betreten darf, und alle diese Wege kosten die Einwohner jährlich nur sechs Tage Arbeit; sie sind überdies so wohl mit Bäumen besezt, daß man bei der Mittags-Hizze hier in der Kühle des Schattens gehen kann. Die ganze Insel gleicht einem schönen Walde, der von tausend kleinen Wegen durchschnitten ist, die eine Schönheit mehr haben, als unsre regelmäßigsten Alleen. Dies ist die mannichfaltige Abwechslung, und die kunstlose Natur, die nicht mit dem Zirkel in der Hand alle diese Straßen auf dem Papier abgezeichnet hat; denn hier fühlt man die Kunst gar nicht. Die Wege führen nicht zu dem Lager eines wilden Schweins,

oder

oder zu der Höle eines Fuchses, sondern zu niedlichen Dörfern, hübschen Bauergütern, und zu den angenehmsten Landhäusern, von welchen auch die geringen immer eben so viele Einfalt, als Reinlichkeit verrathen.

Wir landeten an der südlichen Spizze der Insel bei dem alten Kastelle, und von da hatten wir noch sechs (englische) Meilen *), bis zu der Hauptstadt Saint-Elie (verdorben: Saint-Gelier). Mehrere von uns waren von der Ueberfahrt krank geworden, und erschrakken über die Länge des Weges, den wir noch zu machen hatten. Denn für fünfzehn Personen, die wir waren, konnte nur ein einziges Miethpferd gefunden werden. Denken Sie sich aber nun die Zauberkraft dieser Insel; bei dem Anblik des ersten Hauses von St. Elie riefen die Damen und Ablus, die in unserer Gesellschaft waren: Ei schon da? Ja sie schienen so gar wirklich ärgerlich darüber zu seyn, daß sie schon da waren. Ueberall fanden wir sehr höfliche Leute, die uns baten, bei ihnen einzukehren und uns zu erfrischen. Der Eigenthümer des Schlosses und Landgutes

*) Eine englische Meile macht ohngefehr den dritten Theil einer Stunde aus.

gutes Bago, das eine halbe Stunde von der Stadt liegt und sehr angenehm ist, hielt uns an, befragte, wo wir einzukehren gedächten, und nannte uns mit der freundlichsten Artigkeit den besten Gasthof.

Die Ländereien sind vortrefflich unterhalten und äußerst fruchtbar; die Nähe des Meeres erleichtert das Düngen und man spart es gar nicht. Auch bemerkten wir bei den Einwohnern eine besondere Sorgfalt für das Vieh. Des Tages während der Hizze hält man es in den Ställen, Morgens, Abends und Nachts läßt man es waiden. Dadurch kömmt man den Krankheiten des Viehes zuvor, und die Kühe geben nicht nur mehr Milch, sondern auch fettere und süßere. Die Pferde der Insel sind unvergleichlich und die Ochsen sehr gros. — Das Geflügel hat einen ausnehmend guten Geschmack, und an Fischen giebt es hier Ueberfluß; auch das Fleisch ist theuer, denn das Pfund (von 30 Loth) kostet 14 Sous. Die Einwohner machen einen guten Zider (Apfel- und Birnmost) und trinken ihn lieber als das Bier. Wein und Bier gehören unter den Pracht-Aufwand; und dennoch ist hier niemand, der nicht Wein und Bier hätte. —

Man findet wenig Arme auf der Insel, und diese wenige werden wohl unterstüzt. Die Engländer

länder geben mehr Allmosen, und vertheilen es vielleicht besser, als jede andere christliche Religions-Partei. Nun da ich von Religion spreche, muß ich Ihnen auch sagen, daß man hier nicht völlig der Anglikanischen Kirche *) folgt, sondern der Lehre des Kalvins in ihrer ganzen Strenge anhängt; dennoch ist man auch hierinn nicht so eifernd, als zu Genf, wo gar keine Bilder in den Kirchen geduldet werden. Die Kirche von St. Elie hat verschiedene Denkmäler, die ihre Mauern zieren. Unter diesen ist eines von weißem Marmor, das zu London verfertigt worden ist, und den Italienischen Kunstprodukten nichts nachgiebt. Alle diese Denkmäler haben ihr Daseyn dem Patriotismus, und auch diesem ohne Zweifel die Nachsicht zu danken, mit welcher man sie in der Kirche einer Religions-Partei duldet, die sonst alle Bilder hasset.

Sie wissen, mein Herr, daß die Reformirten einen ausgezeichneten Werth auf die Talente eines guten Predigers sezzen. Unsere Damen und Priester, denn wir hatten Glieder von allen Ständen unter unserer Gesellschaft; so gar

*) Die anglikanische oder englische Kirche macht eine besondere Abtheilung der Protestantischen Kirche aus.

Aerzte und Magistratspersonen, giengen in die Kirche, wo der Pfarrer bei Vollendung einer Leichenrede, eine moralische Ermahnung an die Aeltern des Verstorbenen hielt. Ich war gerade nicht mit unter dem grösten Theile von unsrer Reisegesellschaft, der dieser Predigt beiwohnte. Als wir wieder mit diesen zusammen trafen, hörte man wohl bei zwoo Stunden nichts als Ausrufungen und Lobsprüche, die gar kein Ende nehmen wollten. Besonders schien mir ein Pfarrer von den unsrigen gar nicht üble Lust zu haben, mit diesem Diener des heiligen Evangeliums **) zu tauschen, insonderheit da er hörte, daß dieser Speise wie er, seine Einkünfte und Kasualien habe wie er, und noch oben drauf der Gatte eines niedlichen Weibchens sei, das wir das Vergnügen hatten zu sehen, als wir dem Herrn Dupre, Pfarrer zu St. Elie, unsern Besuch abstatteten. Es ist ein sehr liebenswürdiger, gelehrter junger Mann, dessen vortrefflicher, sittlicher Karakter ihm Ehrfurcht erwekken, und dessen Beredsamkeit ihn bei der wichtigen Stelle, die er bekleidet, sehr nüzlich macht.

Es

**) Die französischen katholischen Pfarrer nennen sich Curés und die Reformirten: Ministres du Saint Evangile. —

Es sind zwölf Pfarreien (Kirchspiele) auf der Insel, unter welchen St Elie die beste ist; sie trägt ohngefehr zweitausend Thaler ein.

Wir waren an Herrn Fall, den Gouverneur dieser Insel empfohlen, und diese Empfehlung verschaffte uns eine gute Aufnahme, und ein Abendessen nach englischer Sitte, über beides war ich sehr entzükt. — Ich liebe gar sehr fremde Sitten, und mehr kontrastirende findet man nicht, als die von Grosbritannien und die von Frankreich. Die stolzen Britten ahmen uns nur nach, um uns zu metamorphosiren, und uns lächerlich zu machen. Sind unsre Löffel an dem Ende einwärts gebogen, so sind die ihrigen nach der Aussenseite gekrümmet; haben wir spizze Messer, so haben sie runde, die ihnen oft statt der Löffel, und noch öfters statt der Gabeln dienen müssen. Sie haben zwar auch Gabeln, aber diese haben nur zween Zakken. Ich mußte herzlich lachen, als ich sahe, wie unsre Damen und einige von unsren Herren die kleinen Erbsen, die man uns in dem Gasthofe auftrug, zwei und zwei aufspießten. Die runde Spizze meines Messers half mir weit besser dabei, und ich aß geschwinder. Man hielt uns für große Fresser, weil wir mehr Brod asen als Fleisch, und die Magd aus dem Gasthofe, die uns be-

 diente,

diente, legte es zornig auf den Tisch, zukte die Achseln und gieng davon.

Wir hatten viele Mühe, nur ein einzigmal Suppe zu kriegen, und — denken Sie — für uns fünfzehn brachte man ohngefehr so viel, als eine einzige Obstkrämerin zu Paris täglich für ihr Frühstük Kaffee trinkt. Der Salat gieng vor allen Speisen her; der Himmel hatte uns sehr beglükt, daß er uns eine Wirthinn gab, die so gütig war, das Fleisch für uns etwas mehr als nur zur Hälfte kochen zu lassen, und uns so viel Brod zu geben, als wir verlangten.

Bei Herrn Sall tischte man uns Obst, Eingemachtes, Bakwerk, Kuchen, eine große Maschine voll Thee, ferner Kaffee, Bier und Wein von verschiedenen Sorten auf; alles dies war auf einem Schenktisch gestellet, der nicht mit einem Teppich bedekt war. Aber die Tische sind auch alle so schön, daß es wahrlich Schade wäre, wenn man sie bedekken wollte. Sie sind fast alle von Akaju-Holz *), und wohl gewichset und poliret.

Die Fußböden aber nicht. Man begnügt sich, sie wie in Flandern und Holland, zu waschen und mit feinem Sande zu bestreuen.

Die

*) Der Akajou ist ein amerikanischer Gummi-Baum.

Die Zimmer sind nicht hoch, man findet wenige die zehn Fuß in der Höhe haben. Die Wände sind zum Theil mit einem Brustgetäfel bedekt, und die obere Hälfte der Mauern ist mit einer gleichen Farbe angestrichen, und nicht tapeziert; doch zieht sich eine Einfassung von Farbe um die Mauer her. —

Die Stühle, Sessel, Thüren sind alle von Akaju-Farbe; aber falschen Schein liebt man hier nicht; es muß alles ächt seyn. Um einen Stuhl nach der Mode zu haben, darf man hier nur 18 Livres anwenden, in Paris bezahlen Sie drei Louisd'ors, wenn Sie es sich beikommen lassen, ihre Zimmer nach englischem Geschmakke aufzupuzzen.

Auch nur wenig Spiegel findet man hier, und gar keine auf den Kaminern, deren Gesimse nur zween Zoll breit ist. Zwischen den Fenstern hat man gewöhnlich ovale Spiegel.

Die Fenster sind enge und niedrig und zum Aufschieben gemacht. In dem Saale hat man Teppiche unter den Füßen. Die Vorhänge ziehen sich aufwärts und nicht in zween Theilen, wie die unsrigen.

Wenn man Thee getrunken hat, schwazt man mit einander, und die Unterhaltung mit

Engländern ist gewiß nicht trokken oder schläfrig; sie war es auch nicht bei Herrn Fall, einem höflichen aber auch schlauen Manne, der unsre französische Papagaien über alle Gegenstände, die ihm behagten, so frei schwazzen machte, daß man aus ihrer Unbedachtsamkeit hätte schliessen sollen, sie seien nicht über das diesseitige Ufer hinaus geschritten. Er ermangelte auch nicht, ihre Schwazhaftigkeit auf die Reise des Königs, und den Bau zu Cherbourg zu leiten; und gewiß, er erfuhr bald mehr als nöthig war; und wohl auch mehr als man ihm sagte; denn der Mann scheint mir die Beute gut errathen zn können.

Unterdessen ward er genöthigt, sich auf einen Augenblik zu entfernen, und diesen benuzte ich, um meinen lieben Landsleuten mehr Behutsamkeit zu empfehlen; aber man sprach auch nicht mehr davon.

Die Regierung der beiden Inseln, Jersey und Gernesey wird gewöhnlich nur gebohrnen Engländern anvertraut; aber die Landessprache dieser Inseln ist verdorben französisch. Herr Fall spricht unsre Sprache so geläufig, als ein Höfling von Versailles, und kennt unsre Vaterlandes Geschichte so gut, als die brittische. Er erzählte uns, daß man einst einen dieser

In-

Insulaner in guter französischer Sprache anredete, und dieser in seiner Sprache antwortete: Erlauben Sie mein Herr, ich kann nicht Englisch.

Doch spricht jeder wohlerzogene Bürger dieser Insel die englische Sprache, indem sie auf der Insel Wight *) oder in England selbst, dieselbe studiren.

Diejenige Bürger, welche in einigem Wohlstande leben, geben ihren Kindern eine doppelte Erziehung. Sie schikken sie zuerst nach England, und dann nach Frankreich. Zu Valogne **) sind viele Schüler auf dieser Insel. Der Unterschied des Gottesdienstes ist ihnen hierinne kein Hinderniß. Sie bequemen sich bei uns zu unsern Religions-Uebungen, wie zu unsern Ragouts; kommen sie nach Hause zurük, so wenden sie sich wieder zu ihrer Kochkunst und zu ihrem Glauben.

Sollten sie übrigens, mein Herr, auch von dem gemeinen Vorurtheile eingenommen seyn, daß so viele diese kleine Inseln für ein Kloak der beiden Nationen, für einen Zufluchtsort von Halun-

*) Diese englische Insel liegt auf der südlichen Küste von England im Kanal.

**) Eine Stadt in der Normandie, nicht weit von Cherbourg.

Halunken, Bankrottirern, und Dieben halten; so bitte ich Sie geziemendst, auf mein Wort hin, dieses Vorurtheil aus ihrem Gedächtnisse zu verabschieden; denn von dieser ganzen Meinung ist keine Silbe wahr. Die Sitten sind hier so lauter und anständig, als irgendwo. — Dies gegenseitige Zutrauen ist sehr gros, und nur selten hat man Ursache, es zu bereuen. Jedermann kennt einander. Warum sollte der Arme stehlen, da man ihm sein Herz nicht verschließt, und er versichert ist, ohne Gewaltthätigkeiten und ohne Gefahr Beistand zu erhalten?

Ein Fremder kann hier wohnen, so lange es ihm gefällt; aber niederlassen darf er sich hier nicht.

Gegenwärtig liegt ein Detaschement von dem 70sten Regimente nebst einigen Artilleristen, als Besazzung hier. Die englischen Soldaten gefallen mir sehr wohl. Die rothe Uniform ist wohl schöner als die weiße.

Man erwartete hier täglich den Herzog von Richmont. Seine Ankunft würde für uns sehr angenehm gewesen seyn, da wir an den öffentlichen Ergözlichkeiten hätten Theil nehmen können.

Diese entgiengen uns, und dennoch genoßen wir auch derjenigen Vergnügungen nicht, die

sich

sich uns anboten? Unsre Damen waren vom Morgen bis auf den Abend in den Kramläden. Die neuen Gegenstände, die sie hier sahen, waren bei der Schwierigkeit, sie herüber zu bringen, nur desto verführerischer für sie; sie handelten um Alles, und wagten es doch nicht, Etwas zu kaufen; und so wurden die Spaziergänge versäumt. Oft entschlupfte ich der Gesellschaft, um ganz allein mit meinem Sohne die umliegenden Gegenden zu besuchen.

Nahe bei St. Elie und an der nämlichen Bai *) liegt eine andere Stadt, die zwar kleiner, aber dennoch reicher und nahrhafter ist; es ist Saint-Aubin. Von dem Kirchthurme hier kann man sie herrlich übersehen, so wie sich die ganze Gegend vor den Blikken des Spähenden in ziemlicherm Umfange öffnet.

Wir kletterten auch auf einen Felsen, auf der Süd-Ostseite der Stadt, und fanden nicht ohne Erstaunen, drei alte plumpe Denkmäler daselbst, von der Art, wie man sie häufig in Bretagne siehet, und die man für Altäre der Druiden **) hält. Sie bestehen aus vier ungeheuer großen Felsstükken, von welchen drei die Wände und einer die Dekke ausmachen.

Unten

*) Eine Bai ist ein kleiner Meerbusen.

**) Priester der alten Gallier.

Unten an diesem Felsen ist der öffentliche Spaziergang, la Corderie (die Seilerbahne) genannt, wo sich Abends die Müßiggänger, Gekken und Stuzzerinnen versammeln. Wo giebt es wohl nicht von diesen Geschöpfen? Die Stuzzer tragen runde Hüte, die wie Zukkerhüte aussehen und einen ganz schmalen Rand haben. Die Stuzzerinnen tragen Hüte nach französischer Mode; sie sind frisirt, aber nicht gepudert; des Puders bedienen sie sich nur im Winter. Was uns am seltsamsten schien, sind die langen Tischtuchförmigen Halstücher, welche die Frauenzimmer tragen, und die ihnen bis auf die Fersen gehen. Wir hätten diesen grotesken Puz für Servietten gehalten, wenn man sich deren in dem Lande bediente; wir wußten sie daher mit nichts anderm, als mit Tischtüchern zu vergleichen. Einige tragen solche Mänteln ähnliche Bedekkungen von Perse, und wir konnten sie nach ihrem Umfange für nichts anders, als für Bettdekken halten. Ob diese Mode bis nach Paris dringen wird, weis ich nicht; wenigstens das weis ich, daß sie nicht hübsch ist.

Die Insel ist übrigens sehr wohl bevölkert; ob sie aber, wie einer unsrer Geographen angiebt, fünf und dreißigtausend Einwohner hat, kann ich nicht bestimmen.

Ehe

Ehe ich noch dies Land verlasse, wo man um drei Uhr, öfters auch um vier Uhr zu Mittag speißt, muß ich Ihnen wohl noch ein kleines Pröbchen von der Klugheit der Engländer geben.

Glauben Sie wohl, mein Herr, daß nur die Armen hier des Holzes zum Brennen sich bedienen, und die Reichen statt desselben Steinkohlen auf prächtigen Rösten brennen? Ja, es ist der Regierung gelungen, durch den feinsten Kunstgriff die Steinkohlen über das Brennholz zu erheben. Sie hat die ersten zu einem Gegenstande des Luxus und der Eitelkeit gemacht; dadurch erreicht sie einen doppelten Zwek; die Steinkohlen-Gruben behalten ihren Werth, und das Holz wird zum Häuser- und Schiffsbau aufbewahret. Kaum erlaubt man sich hier, die Zäune zu beschneiden, und keiner unterstehet sich, einen Baum umzuhauen, ohne drei andre dafür zu pflanzen. Dies fordert das Gesez; aber man bedarf dessen nicht. Ein jeder ist stolz auf seine Bäume, und so bringt die Eigenliebe hier die schönsten Früchte.

Der Pracht-Aufwand der Engländer trägt sein besonderes Gepräge; er bestehet nicht, wie bei uns, in tausend unbedeutenden Tändeleien, die man täglich abändert. Er erstrekket sich im Gegentheil auf Bequemlichkeit. Die Engländer

ver-

verachten allen weibischen Puz, und lieben dafür das Solide.

Die Engländer tragen ihre Speisen nicht in kleinen flachen Plättchen, sondern in großen porzellanenen Schüsseln auf; und was noch herrlicher ist, sie trinken ihren Wein nicht aus kleinen Gläschen, und warten nicht bis ihre Bedienten diesen ihnen kredenzen! — Da stehen volle Schüsseln und große Flaschen, die nach der Reihe herumgehen! — Hoch leben die englischen Sitten! —

Die Franzosen waren auch mehr werth, als sie noch tranken, nicht schlürften, und nichts als Braten aßen; die neumodische Sitte im Essen und Trinken macht melancholische Leute, und die liebe ich nicht!

X.

Nachrichten von Georgien.

Kurzer Auszug aus der im Jahre 1733. herausgekommenen Beschreibung von Georgien als Einleitung zu nachstehender Beschreibung.

Unter den verschiedenen Mitteln, durch welche man denen, so im Unglük sind, zu Hülfe kommen kann, sind diejenigen die besten, durch welche man nicht allein ihrer gegenwärtigen Noth abhilft, sondern auch für ihre zukünftige Glükseligkeit Sorge träget. In dieser Absicht haben Ihro Königl. Majestät von GroßBritannien, Georg der andere, einen großen Strich Landes in Karolina in Amerika, so künftig Georgien soll genennet werden, zum Behuf und zum Un-

terhalt der Armen Dero Königl. Großbritannischen Reichs, als auch solcher auswärtigen Protestanten, so der Religion wegen aus ihrem Lande haben ausgehen müssen, oder auszugehen Erlaubniß erhalten, geschenket. Und ist die Verwaltung dieses Landes an gewisse Standes-Personen und andere vornehme Edelleute übergeben worden, welche ohne einigen Genuß, ihre Zeit und Fleiß zur Ausführung dieses heilsamen Werkes anwenden.

Karolina (wovon das Land Georgien ein Theil ist,) hat allerlei Lebens-Mittel, als Rehe, Hasen, und zahmes Vieh, Fisch und Federvieh von verschiedenen Arten, das beste Obst, Indianisches Korn, Reiß, und allerlei Europäisches Getreide. Das Klima, die Revier oder Gegend ist bekanntlich sehr gut, und es sind Leute da, welche die neuankommenden, zu welcher Zeit sie nach der Beschaffenheit des Klima's oder der Gegend, und auf welche Art sie das Land, welches sehr fruchtbar ist, zu bauen haben, anweisen können. Es liegt ohngefähr 32 Grad nördlich. Die Luft ist allzeit klar, gelinde und gesund. Georgien aber insonderheit liegt in Absicht auf die Kolonien, die wir jezo in Karolina haben, Südwärts, und wird von ihnen nur durch den Fluß Savannah abgesondert,

wel-

welcher also die nördliche Grenze von Georgien giebt; und nach Süden macht der Fluß Akatamaha die Grenzen davon. Diese beide Flüsse sind groß und schiffbar, an der Seeküste laufen diese Flüsse ohngefähr 70 Englische Meilen von einander. Nach dem Lande zu erstrekket sich dieses Gebiet, von der See bis nach dem Apalachischen Gebirge, ohngefähr 300 Englische Meilen, und die Breite von dem Lande nimmt zu, je näher man zu gedachten Bergen kommt, woraus diese Flüsse entspringen Das Land ist gegenwärtig voll Eichen, Föhren, Zypressen, Buchen, Pappeln, Zedern, Kastanien, Wallnüsse, Lorbeerbäume, Aepfel, Pfirschen, Maulbeeren und vielen andern fruchtbaren Bäumen; über das hat es auch Weinstökke, welche hieselbst sehr wohl gedeihen. Und weil es sowohl ein angenehmes als fruchtbares Land ist, könnte es in kurzer Zeit so schön und nuzbar als eine von den besten auswärtigen Kolonien gemacht werden, wenn eine gehörige Zahl Arbeiter dazu emploirt würde. rc.

Damit die Einwohner von Georgien sich unter einander desto besser Beistand und Nuzzen leisten können, so wird es so eingerichtet werden, daß sie nicht weit von einander, und dazu in Städten wohnen können. In jeder Stadt

hundert Familien. Eines jeden Land wird in drei besondere Theile eingetheilt werden, und zwar ein Theil für ein Haus und Hofraum in der Stadt, ein Theil für einen Garten nahe bei der Stadt, und der dritte Theil für einen Akker, Hof und Viehzucht etwas weiter entfernet. Zu Aufbauung der Häuser und Reinigung des Landes werden die Kolonisten sich unter einander gemeinschäftlichen Beistand und Hülfe leisten.

Die Einwohner dieses Landes haben sich gegenwärtig keiner Feinde zu besorgen, denn innerhalb 400 Meilwegs sind sehr wenige Indianische Familien, und dieselben in größter Einigkeit mit der Englischen Nation. Port-Royal, allwo die königliche Kriegsschiffe liegen, ist nur 30, und Charles-Stadt, eine große Marktstadt, nur 120 Englische Meilen davon entfernt. Sollte das Land von jemand wider alles Verhoffen und unvermuthet angefallen werden, so kann es allezeit zur See von Port-Royal, oder von der Insel Bahamas, woselbst sich eine starke Garnison und allezeit einige Kriegsschiffe aufhalten, und zu Land durch die Miliz von Süd-Karolina unterstüzt werden.

Weil nun die Hochlöbliche Herrn Kommissarii das Wohlseyn der Kolonie und die Wohlfahrt,

fahrt, Unterhaltung und Beschüzzung der Einwohner von Georgien sonderlich bei der Gewissens-Freiheit und dem freien Religions-Exerzitio zu ihrer vornehmsten Bemühung machen, auch alles beitragen werden, Tugend und Gottesfurcht zu befördern, hingegen der Bosheit, Untugend und Gottlosigkeit zu steuren: so werden sie in wenig Jahren ein blühendes und recht glükliches, nicht weniger zu aller Zeit ein freies Volk seyn und bleiben.

Bericht
von
Georgien
und den dasigen Indianern.

Aufgesezt
von
Hrn. von Rede, welcher als Kommissarius im Jahre 1733. den ersten Transport Salzburgischer Emigranten nach Georgien führte.

Georgien liegt im 32 Grad. Der große Ozean gehet an die Ufer von Georgien; die Grenzen von Süd-Karolina und Georgien machet der Fluß Savannah, welcher von Austern, Stören und andern Fischen wimmelt und zur Seite grose Wälder hat, darinn die Bäume ein recht hohes Alterthum und gleichsam die ersten Zeiten der Schöpfung vorstellen. Der Fluß Alatamaha scheidet Georgien von den spanischen Kolonien. Es lieget also diese Provinz auf dem vesten Lande. Die Luft ist gesund, und kann, wenn man die

die Moräste austroknet, und den Wald mehr niederhauet, daß der Wind durchstreichen kann, noch verbessert werden. Das Klima ist warm, und im Monat Junio, Julio und Augusto heiß, dagegen die Nächte sehr kalt sind. Sonst ist daselbst gleichsam ein beständiger Frühling, und wenn gleich zur Winterszeit des Morgens ein Reif fället; so schmelzet doch solchen die Sonne in etlichen Stunden wieder weg, so daß man Winter und Sommer in dem Akker arbeiten kann. Die Ufer am Meer, und an den Flüssen sind sehr niedrig. Doch findet man auch hohes Land und Hügel, wenn man weiter ins Land gehet. Das Erdreich ist hin und wieder ziemlich fruchtbar; doch ist der Boden sehr unterschieden. Man findet einen sandichten Boden, einen leimichten Boden, einen schwarzen schweren und fetten Boden, und Moräste, wo es sehr wässericht ist. Jeder ist zu seinem Zwek nüzlich. Der sandigte Boden ist zu Winterszeit, da es am nässesten, am fruchtbarsten, und zu allerhand Wurzeln und Garten-Gewächsen, auch zu Tabak sehr brauchbar. Der leimichte dienet zum Akkerbau, und Ziegel daraus zu brennen. Der schwere Boden ist gut zu Indianischem Korn und allerhand Getreide, auch Hanf und Flachs zu bauen. Die Moräste und wässerichten Oerter

ter sind die besten zum Reißbau, welcher hier die einträglichste und nüzlichste Frucht ist.

Die Waldungen bestehen mehrentheils aus Föhren oder Fichten, Eichen, deren man vielerlei Arten antrifft, Hicrien, Boy-Holz, welches treffliche Adern hat, und sehr schwer ist, Cedern, Zypressen, Wallnuß-Bäumen, Maulbeer-Bäumen, die sehr saftige und gute Beeren tragen, wilden Orange-Bäumen, welche aber keine Frucht haben, Lorbeer-Bäumen, weissen Zimmet-Bäumen, Kabitsch-Trees, oder Kohl-Bäumen, welche Blätter wie eine Aloe tragen, die man kochet, und einen Geschmak wie ein weisser Kohl haben, Ellern rc. Die Bäume sind ausserordentlich dikke, und von 60 bis 100 Fuß hoch, und es giebt unter den Föhren treffliche Mastbäume; wie man denn auch von eben diesen Bäumen das Pech und Terpentin in großer Quantität sammlet. Die Wälder sind voller wilden Weinstökke, deren Reben sich bis an den Gipfel der Bäume hinaufschlingen, und die vielmal so dik als die Bäume sind. Die Trauben sind sauer, doch weiß man schon aus der Erfahrung, daß sie süsse werden, wenn man die wilden Reben in frische Erde, wo sie beständig Sonnenschein haben, senket, und fleißig bauet. Man findet in den Wäldern viel Sassafras-Bäume,

deren

deren Wurzel nüzlich zu gebrauchen ist; ferner die Wurzel China, Indianische Feigen, von welchen man die Cochenille-Würmchen sammlet und eine schöne Farbe davon macht; Kräuter, aus welchen man den Indigo ziehet; eine Art Stauden, Myrtel genannt, die grüne Beeren tragen, so man abpflükket, kochet, das obenschwimmende, so ein grünes Wachs, abnimmt und Lichter davon macht: von 2 Scheffeln bekommt man etwa 25 Pfund; ferner ein Gras, so man Silk-Gras nennt, ist sehr lang und so zähe, daß man es statt der Strikke gebrauchen kann; ein Indianischer Pfeffer, welcher sehr heiß und stark ist. Es ist auch Wild genug in den Wäldern, besonders Hirsche, Rehe, wilde Ziegen, auch Hasen, Eichhörnchen, Büffels, welche nicht so groß wie ein Ochse, 2 Hörner, und eine Wolle wie ein Schaf haben; Bären, Wölfe u. s. w. ferner wilde Indianische Hähnen und Hühner, Rebhühner, Papagayen, Adler, und viele andere Sorten theils bekannter theils unbekannter Vögel.

In denen Flüssen, die eine Kommunikation mit der See haben, findet man See-Krebse, Krabben und Humber, Austern, die süsser denn die See-Austern sind, auch Delphins, so die Engländer Porpus nennen. Weiter hinauf ins

Land fänget man in den Flüssen Störe, Aale, Catt-Fisch, so ein trefflich wohlschmekkender Fisch ohne Schuppen ist, und einen großen breiten Kopf hat, Baarse rc. Schildkröten, Krokodile, die einige von den Indianern auch essen. Man pfleget, wenn sie getödtet, ein paar Bläsgen, so man in dem dikken Fleisch unter dem Rachen findet, auszuschneiden, die wie Moschus riechen. Man höret nie, daß ein Krokodil hier einem Menschen Schaden gethan habe, wiewohl sie öfters ein erschröckliches Geheule machen, und ein fürchterliches Ansehen haben. Der Schild oder Panzer auf dem Rükken ist so dik, daß keine Kugel durchdringet. Die Indianer wissen ihnen leicht beizukommen, und treffen sie unten oder an den Kopf. Es finden sich auch hier Fischottern. Die Raddel- oder Klapper-Schlangen sind sehr gefährlich, wenn man ihnen zu nahe kommt, und sie etwa rege macht. Wenn sie eine Ader verlezzen, so ist der Mensch in etlichen Minuten todt. Sie sind sehr groß und stark, haben hinten am Schwanze 12, 70, 20 und bisweilen mehr Schellen, womit sie rasseln, wenn sie sich bewegen. Es hat die Güte Gottes auch gegen ihre tödtlichen Bisse eine Wurzel in diesem Lande geschaffen, die fast jedermann kennet, und wenn sie zeitig auf die Wunde gelegt wird, solche heilet. Man observiret,

daß,

daß, wo viele Schweine sind, die Raddelschlangen sich verlieren, denn die Schweine kämpfen mit ihnen, und weil ihre Stiche durchs Fett nicht dringen: und also den Schweinen nicht schaden, so überwinden sie gemeiniglich, und fressen die Schlangen.

Eine Art sehr kleiner Fliegen inkommodiren die Fremden gar sehr, indem sie so empfindlich beissen, daß die Leute im Anfange ganz schwellen. Mit der Zeit aber wird man es gewohnt, und thun sie einem nichts mehr, wenigstens empfindet man nichts mehr davon.

Sonst ist diese Provinz in einem so guten Klima gelegen, daß man alles das, was in West-Indien, Jamaika und Barbades ꝛc. wächset, als Zukker, Zitronen, Limonen, Pfeffer, Baumwolle, Thee, Kaffee, Ananas ꝛc. und über dem Oliven, Wein, und Seidenbau, wozu die Natur selbst Gelegenheit giebt, unter göttlichem Segen darinn pflanzen kann. An einigen Orten findet man eine große Menge Austerschalen, davon man einen weissen und zum Bauen sehr brauchbaren Kalk macht.

Die Häuser werden hier jezo alle von Holz gebauet, weil keine Steine in Georgien zu finden, bis man Zeit haben wird, Ziegelsteine zu bren-

brennen. Man bauet die Häuser wegen der großen Orkane, die sehr gewaltig sind, nicht höher, denn ein Stokwerk mit einem Boden.

Man macht hier ein Bier, so die Engländer hochhalten, und es Spruß-Bier nennen; man nimmt die Gipfel von jungen Bäumen, die fast wie *) Tannen aussehen, ein wenig Sassafras und Indianisch Korn, kochet das zusammen, und dann thut man ein wenig Sirup dazu; so ist es fertig. **)

An dem Fluß Savannah haben die Engländer eine große Stadt ausgestekt, die sie auch Sa-

*) Eine Gattung von dieser amerikanischen Sproßtanne (Spruce-tree) aus der Bier gebrauet wird, findet sich auch in Neu-Seeland. S. Forsters R. u. d. W. 1r B. Seite 98. — A. d. Her.

**) Von den übrigen Vortheilen dieses Landes kann auch des Herrn Pury Werkchen: kurze Beschreibung von dem gegenwärtigen Zustand von Süd-Karolina; welches Anno 1732. in Neufchatel herausgekommen, nachgelesen worden. Ermeldter Herr Pury war selbst in den Jahren 1730. und 1731. in dem Lande, kam aber, nachdem er alles wohl geprüfet, zurük, gab genannte Schrift heraus, und gieng sodann wiederum mit verschiedenen Familien hinein.

Savannah nennen. Sechzig bis siebenzig Häuser sind bereits in guter Ordnung gebauet, auch schon artige Gärten dabei angeleget. Die Stadt liegt am Ufer des Flusses gleiches Namens, ist regulär gebauet, und in 4 Viertheile getheilet. In jedem von diesen ist ein weitläufiger viereckigter Plaz gelassen, Märkte daselbst zu halten, oder zu anderm gemeinen Gebrauch anzuwenden. Die Gegend ist lustig, die Strassen sind breit, und gerade nach der Linie gezogen; die Häuser alle nach einem Modell, Symmetrie und Proportion, und nach der Beschaffenheit des Landes wohl angelegt. In Ansehung der Zeit, da sie aufgebauet worden, ist sie sehr volkreich. Alle Einwohner sind weiß, und der Segen Gottes hat alles Unternehmen bisher herrlich beglükket. Der Fleiß wird gelobet, Gerechtigkeit ohne Ansehen gehandhabet; hingegen Wollust und Müssiggang, so viel als möglich, von diesem Orte verbannet. Der Uneinigkeit und Händeln wird durch gute Ordnung und eine nächtliche Wacht begegnet, und verschaffet den müden Arbeitern einen sichern Schlaf mitten in der Wildniß. Der Herr *) Oglethorpe hat eine Allee in

*) Herr James Oglethorpe, ein besonderer Wohlthäter und Beförderer der Georgischen Kolonie. Mehr von ihm findet man in der angezeigten Ausführlichen Nachricht ꝛc.

in dem Walde hauen lassen, welche zu einem großen Garten nahe bei der Stadt führet, der auf Befehl der Herrn *) Trustees angelegt worden, und worinn man allerhand Versuche und Experimente mit verschiedenen Gewächsen und Bäumen, und was sonst zum Akkerbau und Botanik gehöret, vornimmt, ob sie hier wachsen wollen. Er begreift zehn Akker Land: liegt an dem Flusse, ist gereiniget, und in einen guten Stand gesezt, daß man schon eine artige Baum-Schule von Orange- Oliven- weissen Maulbeer- Feigen- Pfirschen- Bäumen, eine große Menge fremder kuriösen Gewächse und Kräuter darinn antrifft, der Europäischen Früchte, Pflanzen, Kohl, Erbsen ꝛc. welche alle wohl bekommen, zu geschweigen. Mitten in dem Garten ist ein gekünstelter Hügel, davon die Indianer erzählen, daß er über den Körper eines ihrer ältesten Kaiser aufgerichtet sey. Die vorgedachte Stadt Savannah liegt etwa 18 Englische Meilen

*) Trustées for Establishing the Colony of Georgia in America, dies ist der Titel einer im J. 1732. in London neu errichteten Gesellschaft, die durch ein vom König ertheiltes und vom Parlement bestätigtes Patent bevollmächtigt wurde, die Provinz Georgien, nunmehr eine der XIV. vereinigten Staaten, zu bevölkern und einzurichten. (S. Hrn. Urlspergers Vorbericht. S. 5.)

len von der See; doch sind die größten Schiffe bis hieher in den Fluß herauf kommen. Es ist besonders, daß die Juden in Savannah aller Freiheiten wie andere Einwohner geniessen, sie haben Land umsonst, sie arbeiten fleissig, sie ziehen, wenn sie die Reihe trifft, mit Ober- und Unter-Gewehr auf die Wache, machen auch ihre Kriegs-Exercitia so gut als die Engländer. Gott schenke ihnen auch die Freiheit der Kinder Gottes in seinem lieben Sohn Jesu Christo! Amen.

Vierzehn Meilen von Savannah weiter ins Land liegt Josephs-Town, auch an dem Savannah-Fluß, so eine Kolonie von Schottländern ist, die fleissig arbeiten.

Sieben Meilen von Josephs-Town liegt Aberkorn, so ein kleines Dorf von Englischen Kolonisten ist, am Aberkorn-Fluß gelegen.

Zwölf Meilen von Aberkorn gehet man zu Lande nach EbenEzer, wohin Gott unsere Salzburger geführet. Daselbst ist an dem Eben-Ezer-Fluß eine Stadt ausgestekt. Gott wolle den angefangenen Häuser- und Akkerbau in vielem Segen fortgehen lassen. Eine kurze Beschreibung von der Gegend zu geben, so ist dieselbe mit zween Flüssen eingeschlossen, welche sich in die Savannah ergiessen. Der Salzbur-

ger

ger Stadt ist an dem breitesten Fluß angeleget, welcher wie die Stadt Eben-Ezer genannt worden, zu einer ewigen Erinnerung, daß uns Gott bis hieher geholfen! Er ist schiffbar, und zwölf Fuß tief. Ein kleiner Bach, dessen Wasser so klar ist, als ein Crystall, fließet mit einem sanften Geräusche auf der einen Seite der Stadt; ein anderer mit einem stärkern durch dieselbe, beide in den Fluß Eben-Ezer. Der Wald ist hier nicht so dikk, als an andern Orten. Die angenehmen Westwinde erhalten eine kühle Erfrischung, ohnerachtet der großen Sonnen-Hizze. Man findet daselbst schon schöne Wiesen, auf welchen man eine große Quantität Heu mit weniger Mühe machen könnte; Hügel, so gut zu Weinbergen. Die Zedern, Wallnüß-Bäume, Föhren, Zypressen und Eichen machen den größten Theil des Waldes aus. Die Myrten-Stauden, so man sehr häufig antrifft, tragen grüne Beeren, aus welchen man, wie vorgedacht, durchs Kochen ein grünes Wachs nimmt, so zum Lichterziehen sehr dienlich ist. Sassafras, die Wurzel China und Kräuter, wovon man den Indigo macht, siehet man hier in großer Menge. Es ist daselbst auch viel wilder Wein, und die ganze Gegend so bequem und gut, daß man in vollem Galopp ohne Aufenthalt viele Meilen reiten mag. Was die Jagd

an-

anlangend, so giebt es hier Adler, wilde Indianische Hahnen, Rehebökke, Hirsche, Schmahl-Thier, Gemsen, wilde Ziegen, wilde Kühe, Pferde, Hasen, Rebhühner, Büffel-Ochsen. rc. Die nächsten Nachbarn von Eben-Ezer sind die Spanier und Franzosen. Es liegen aber große Wildnisse, Moräste und Flüsse dazwischen, so daß man keine Kommunikation mit ihnen hat. Jezt sind die Indianer der Engländer ihre Alliirten und Freunde, deren 100 ein feindliches Corps von 2. bis 3000 Mann in kurzem aufreiben können, eines Theils, indem sie ihnen, weil sie des Landes kundig, den Proviant abschneiden, so daß sie Hungers sterben müssen; andern Theils, indem sie hinter den Bäumen ihre Kriege führen, da sie sich in das Rohr, welches wie Bäume groß ist, und in die Moräste verstekken, und den Feind mit List überfallen.

Die Einrichtungen von Georgien, so die Herrn Trustées veranstaltet, sind sehr löblich, christlich und dahin gerichtet, daß auch ein armer Mensch, der die Wohlthaten der Salzburger nicht geniesset, sondern auf seine eigene Kosten hinüber gehet, dorten, wenn er arbeiten will, seinen nothdürftigen Unterhalt finden kann. Denn 1.) schenken sie ihm 50 Akker Land. Wer

also nur seine Passage bezahlen kann, so etwa 10 bis 12 Pfund Sterling ausmachen wird, der kann dort gar wohl zurecht kommen. Denn da 2.) in Georgien aller Schwarzen-Handel verboten ist, *) so findet ein Weisser da tägliche nnd beständige Arbeit, welche ihm sehr theuer des Tages mit 3. 4. 5 Schilling, so bei 2 Gulden 30 Kreuzer beträget, bezahlet wird. Dahingegen die, so in andere Länder von Amerika ziehen, wo der Sklaven-Handel eingeführet, denen Sklaven, wo sie anders leben wollen, gleich arbeiten müssen. Ein Herr, der viel Schwarze hat, läßt sie ein Handwerk lernen, und die nicht dazu taugen, müssen den Akker bauen. Jeder stekt sich in Schulden, um einen Sklaven zu kaufen, denn ohne dis kann er nicht leben. Weil nun alles mit Negern besezt ist,

die

*) In Karolina, welches an unsere Provinz stösset, kaufen sich die Leute Negern, die aus Afrika nach der Haupt-Stadt Charles-Town zum Verkauf häufig gebracht werden, welche alle Arbeit verrichten müssen. In unserer Provinz aber gehet dies nicht an, indem die Leute nicht nur zur Anschaffung der Sklaven zu arm sind, sondern es auch keinem erlaubt wird, weil sie den Spaniern gar zu nahe wohnen, mit welchen die an sich untreue und tükkische Afrikaner leicht ein heimliches Verständniß anrichten, und sonst grossen Schaden thun können.

die sehr sauer Tag und Nacht, ja so gar den Sonntag, welches erschröklich, bei kümmerlicher Unterhaltung arbeiten müssen; so muß ein Weisser in diesen Ländern, wenn er keinen Sklaven kaufen kann, selbst einen Sklaven abgeben, und ihm gleich arbeiten. Georgien hat also hierinn einen grosen Vorzug, daß ein fleißiger Arbeiter unter Gottes Segen hier sein Brod erwerben und sich bald in den Stand sezzen kann, eine eigene Haushaltung anzulegen.

Was endlich den III. Punkt wegen den Wilden anbelangt, so kann man die Indianer in vielen Stükken mit den alten Teutschen vergleichen, wie sie Tacitus beschreibet. Sie sind mäßiger Natur, robust und stark. Ihre Haut ist schwarzgelb, welches nicht sowohl von der Sonne, als vielmehr von ihrer unordentlichen Lebensart herkommt. Das Gesichte färben sie mit allerhand Farben, sonderlich schwarz mit roth schattiret. Wenn sie gegen ihre Feinde in Streit ziehen, bekleistern sie das ganze Gesicht mit allerhand Farben, so wie sie am besten meynen, sich gegen ihre Feinde ein fürchterliches Ansehen zu machen. Sie gehen allezeit mit entblößtem Haupte, tragen durchgehends ein kurzes schwarzes Haar, welches sie auf dem Wirbel etwas abstuzzen. Wenn sie in ihrem Puzz erscheinen,

pflegen sie auf dem Kopf kleine weisse Federn zu streuen, die Ohren mit Federn zu bestekken, so sie als ein Zeichen der Tapferkeit halten, und ihre kurzen Haare mit einem rothen Bande einzubinden. Ein jedes Volk hat seine eigene Art die Haare zu schneiden, dadurch sie eines von dem andern unterscheiden. Im Kriege schneiden sie den Ueberwundenen den obern Theil des Kopfhaares ab, um zu sehen, aus welchem Volk und Stamme sie seyen.

Die meisten Männer und Weiber sind am Halse, Gesichte und Leibe strichweise gezeichnet, tragen um den Hals Korallen, und in den Ohren Ringe, oder wie gedacht, bunte Federn. Für solchen Zierrath, ingleichen für Messer ꝛc. geben sie Wildpret, welches sie selbst schiessen. Sie tragen keinen Bart, und so ihnen etwas wächset, reissen sie es aus. Statt der Beinkleider, welche sie für unanständig halten, bedekken sie sich mit einer kurzen Dekke, und ihren Leib hüllen sie zuweilen in eine Hirschhaut oder in eine wollene Dekke ein. Wenn sie auf die Jagd gehen, tragen sie sehr weite wollene Kamaschen, so vom Fuß bis an die Lenden heraufgehen, welche sie gegen die Raddelschlangen verwahren, die durch ein dick wollen Tuch nicht beissen können. Ihre Schuhe schneiden sie

aus

aus einer Hirschhaut, und schnüren sie an die Füsse.

Die Weiber sind ganz bekleidet, fast wie in Teutschland die Bauer-Weiber: welche aber keine Kleider haben, bedekken sich ganz mit einer wollenen Dekke, und bezeigen darin mehr Schamhaftigkeit, als die Englischen Dames. Sie gehen auch mit entblößtem Haupte, und flechten ihre Haare ein, welche aber die Wittwen um und in das Gesichte fliegen lassen.

Die Indianer glauben, daß alle Völker von zween Vätern herkommen: Sie von einem rothen, und die andern Menschen von einem weissen Vater; und gleichwie jener ein Jäger, dieser aber ein Akkermann und ein Einwohner der Städte gewesen, so käme ihnen zu, in Wäldern zu wohnen, und sich vom Jagen zu nähren. Andere aber könnten in Städten ihre Handthierung treiben; womit sie vielleicht auf die Historie von Esau und Jakob zu zielen scheinen. Sie glauben auch, daß wir einen grosen Helden zum Wohlthäter haben, dem zu Ehren sie auch, ob sie ihn wohl nicht kennen, Lieder absingen.

Ferner halten sie dafür, daß sie alle von einem adelichen Geblüte abstammen, daher sie

sich wohl in acht nehmen, daß sie nichts ungeschiktes, und einem Edelmann unanständiges begehen, auch dabei sich einbilden, daß ihnen nichts besser anstehe, als jagen, fischen, schwimmen, und Kriege führen, worauf sie sich von Jugend an mit äusserstem Fleiß legen, auch eine solche Geschiklichkeit im Schiessen, und das Wild zu verführen, besizzen, daß sie niemalen ihren Schuß verfeblen. Sie arbeiten nicht, bauen auch den Akker nicht, als welches sie ihres adelichen Geblüts wegen für sklavisch, und noch mehr für eine Schande halten, um einen Miethlohn zu dienen; daher derjenige ihr Freund nicht ist, der sie zur Arbeit nöthiget. Dagegen leben sie bloß von der Jagd und Fischerei. Sie führen oft Kriege, aus bloßer Ehrsucht, dabei sie niemals ihre Grenzen zu erweitern oder Land zu gewinnen suchen. Sie lassen sich gerne loben, ob sie es gleich von sich abwenden, und andere sich vorziehen. Unter einander geben sie sich bei verschiedenen Zeiten und Umständen allerhand Ehren-Namen, welches gleichsam Præmia und Belohnungen sind, wodurch die jungen Leute zur Tapferkeit, Fleiß, Treue, und andern Tugenden aufgemuntert werden sollen. Wer sie an ihrer Ehre beleidiget, auf den werfen sie unversöhnlichen Haß. Die Alten sind bei ihnen in grosen Ehren; daher man mit ihnen

nen zuerst reden, oder ihnen etwas schenken muß, ehe man sich zu den jungen Leuten wendet. Die Geschenke theilen sie gleich unter sich.

Ihre Wohnungen sind kleine Hütten, mit Baumrinde oder Fellen bedekt, unter welche sie sich bei einem guten Feuer herumlegen. Sie verändern ihre Wohnungen oft, und halten dies menschliche Leben viel zu kurz Häuser zu bauen, die mehr den Nachkommenden als den Bauenden zu Nuzze kämen; dabei wollen sie sich nicht der Freiheit, einen Ort, der ihnen nicht mehr anständig, zu verlassen, berauben.

Ihre Handlung besteht in Fellen und Pelzwerken, die sie an die Englischen Kaufleute gegen Reiß, Rum, so eine Art Brantewein, und wollene Tücher vertauschen. Geld und Gold nehmen sie nicht, ist ihnen auch ganz unbekannt.

Alle Indianer theilen sie in vier Völker, davon die Creeks die civilisirteste und stärkste Nation ist, und einerlei Sprache haben soll. Dieses ist die Nation, welche die Nachbarn von Eben-Ezer sind, und viel Redlichkeit, Willigkeit, Wahrheit, unintereßirtes Wesen, auch besondere Dankbarkeit von sich spüren läßt, wie aus einem und dem andern folgenden Exem-

pel erhellen wird. Unter den andern Völkern hingegen findet man viel Rauben, Stehlen, Lügen, Unzucht rc. Diese Coreeks-Nation wird von verschiedenen Königen regiert, welche durch eine besondere tapfere Aktion diesen Vorzug oder Titel erwerben müssen. Der König ist sonst in nichts von seinen Unterthanen unterschieden, er isset, trinket, schläft, und lebet gemeinschaftlich mit ihnen. Er regiert nur durch einen guten Rath, welchem sie jedoch genaue Folge leisten. Bei ihren Berathschlagungen stellet der König die Sache den alten Leuten vor, die Alten den Jungen, und dann kommt es zur Exekution. Sie widersprechen sich nicht unter einander, sondern folgen, oder wenn es nicht geschehen kann, so erzürnen sich deswegen die Alten nicht über die Jüngern. Der Könige Amt ist, daß sie die Zeit etwas eintheilen, ansagen, wenn es gut ist, auf die Jagd zu gehen, Speise einzusammeln rc. item, sie müssen die Kranken verpflegen, Arznei geben, Witwen versorgen. Ist einer seinem Amte nicht gewachsen, so wählen sie einen andern. Der Weiseste ist ihr König. Von diesem sind diejenigen, so das Kommando in Kriegszeiten führen, unterschieden. Dem Könige geben sie den Zehenden von allem. Wird ihm etwas geschenkt, so behält

er

er es nicht, sondern theilet es unter alle, so, daß für ihn nichts überbleibet.

Darauf bekömmt er den zehnten Theil. Sie handhaben eine ordentliche Gerechtigkeit, beobachten das Wiedervergeltungs-Recht, bestrafen die Laster, zum Exempel, den Ehebruch mit Nasen und Ohren abschneiden, die Hurerei mit Ohren und Haare abschneiden; die Lügen so, daß niemand mit einem Lügner essen, trinken oder ihm die Hand geben will ꝛc. Sie sind sehr mitleidig, wie aus diesem Exempel zu sehen: Der Indianer König Tomo Chachi *) hatte vernommen, daß in einer Englischen Kolonie viel Leute krank lägen, und einen Mangel an frischer Provision hätten; er machte sich daher mit 10 Indianern auf, gieng auf die Jagd, und bekam viel Wild, welches er dahin bringen ließ. Als er aber hiernächst hörete, daß wenig den Armen davon zu gut gekommen sey, gieng er abermal auf die Jagd, und was er geschossen, theilte er selbst unter die Kranken und Armen aus. Wie man ihn deswegen befragte, gab er zur Antwort: Es wäre das erstere nicht wohl an-

*) König der Creeks-Indianer, der im Jahr 1733. mit seiner Familie in London war. S. Hrn. Urlspergers Vorbericht. S. 31. —

angewendet, darum er dieses selbst austheilen wollen. Sie reden wenig, antworten kurz, beobachten alles, und denken desto mehr. Sie halten viel von Gemeinschaft, und werden über unsere Salzburger, und an ihrem gemeinschaftlichen Leben, Essen und Arbeiten ein groses Gefallen haben. Unter einander lieben sie sich sehr, und lassen das Leben für einander. Auf das Verhalten der Leute geben sie genau Achtung, und wer eigenliebig ist, wird von ihnen verabscheuet. Wenn man etwas von ihnen verlanget, schlagen sie es niemalen ab; wiewohl sie auch nichts leicht versprechen, weil sie befürchten, sie möchten ihrem Versprechen nicht allezeit nachkommen können, und also gelogen haben. Wenn sie aber auch einmal etwas versprechen, so halten sie es, sollten sie auch sterben. Verlangt man z. E. von einem, er soll mit nach England, oder sonst wohin reisen, so ist er gleich willig. Das wichtigste, was sie zuweilen zurükhält, ist, wenn sie einen alten Vater haben, der sich selbst nicht mehr ernähren kann. Ihre Zufriedenheit ist sehr groß. Es hat niemand mehr dann eine Dekke, einen Topf, eine Hütte, und eine Flinte. Was er doppelt hat, giebt er gerne dem, der es nöthiger hat. Ehedem mögen sie ein groses Alter erreicht haben, da sie anjezo durch das Kommerzium mit

Euro=

Europäischen Nationen, sonderlich durch das Getränke des Rums, Haufenweise dahinsterben. Denn ein wenig stark Getränke berauschet sie gleich, weil sie nichts als Wasser gewohnt sind. Von der Trunkenheit haben sie vor diesem nichts gewußt; aber dieses sowohl als andere Laster nachher von den brnachbarten Christen gelernet. Man weiß unter ihnen von keiner Polygamie. Man versorget die Armen, Wittwen und Waisen am allerersten ꝛc. In ihrer ganzen Sprache hat man keine Wörter, so obscöne Dinge oder Schwüre und Flüche ausdrükken, sie lernen es dann von den Nachbarn. Unter allen Indianischen Weibern, die an Christen verheurathet sind, ist eine einzige gar christliche Frau *), welche andern Indianern etwas nüzliches aus der heiligen Schrift beibringet. Von den übrigen möchte man wünschen, daß sie kein Indianisch könnten, weil sie nur allerlei Schande und Laster unter sie ausstreuen. Wenn man einen Indianer schlägt, oder beleidiget, leidet er es ge-

*) Diese ist die Ehefrau des Herrn Musgrove, welcher als Dolmetscher mit dem Indianischen König in dem vergangenen Jahre in England gewesen. Es ist aber diese Frau Musgrove eine Tochter eines Engländers, die er mit einer Indianerinn gezeuget.

geduldig und stillschweigend; vergißt es aber nie, sondern suchet eine Gelegenheit, sich desto nachdrüklicher zu rächen. Thut man ihnen gutes, so werden sie es auch nicht leicht vergessen, sondern ihren Wohlthäter lieben; wie sie denn den Herrn Oglethorpe als ihren Vater angesehen, und in allen Umständen ihre Zuflucht zu ihm genommen haben, indem er auch etwas von ihrer Sprache gelernt; Sie lieben die Fremden sehr, und wenn es ihnen mangelt, sorgen sie zuerst für die Fremden, darnach für sich und ihre Familie. Der Herr Oglethorpe erzählte, daß er anfänglich den Engländern in Georgien das Kommerzium mit den Indianern verboten, weil sie die Viktualien, die sie im Anfange selbst sehr nöthig hatten, nicht andern überlassen könnten. Darauf wären die Indianer zu ihm gekommen, und hätten sich deshalb sehr beklaget. Er habe sie mit einem Gleichnis, worinne die Indianer gerne zu reden pflegen, zurechte weisen wollen, nämlich: Ein Vater könnte das, was die Kinder brauchten, nicht Fremden überlassen, erst sorgete er für die Kinder, und dann für die Fremden. Sie aber hätten geantwortet: Bei ihnen wäre das nicht so, sondern erst sorgten sie für die Fremden, und dann für die Kinder; die Fremden wären ihnen lieber und werther als ihre Kinder.

Ihre Medici wollen mit ihren Zeichen, Circuln und Figuren, das Ansehen der Zauberer haben, dabei sie aber in Lebensgefahr sind. Denn wenn sie sich selbst anbieten, einen Kranken zu heilen, und er stirbt; so glauben die Indianer, der Medikus sey Schuld an seinem Tode, und stehen ihm nach dem Leben; da hingegen er ausser Gefahr ist, wenn er dazu erbeten wird.

Wenn sie böses gethan haben; nehmen sie eine gewisse Art der Busse vor. Den ersten Tag essen sie Kräuter, die im Meer wachsen, und die Kraft eines Laxativs haben; den andern Tag fasten sie, den dritten machen sie ein neues Feuer, tanzen um dasselbe und machen sich lustig, besingen in einigen Liedern die Thaten der alten Helden; Dessen, der das Feuer auf die Welt gebracht, und dessen, der den Akkerbau eingeführt hat, essen und trinken, nehmen jeder etwas von diesem Feuer mit nach Hause, und glauben, daß ihre Sünden also ausgelöscht seyen.

Buchstaben haben sie gar nicht. Ihre Sprache aber soll in allem nur etwa tausend Primitiva haben, und am bequemsten mit Griechischen Buchstaben geschrieben werden können, weil einige Wörter aus dieser Sprache darin be-

findlich, und verschiedene Buchstaben in keiner andern als der Griechischen Sprache ausgesprochen werden können. Die Herrn Prediger haben sich einige Wörter aus ihrer Sprache sagen lassen, und mit Griechischen Buchstaben also angezeichnet: τύκτα, (tykta) das Feuer; ἄσσε, (Hasse) die Sonne; ξύκκο, (Xykko) das Haus; ςιλλιπάικα, (Stillipaika) der Schuh; ἀψατίκα, (hapsatika) die Strümpfe; ἴψυκα, (ipsuka) der Hund. u. s. w.

Es finden sich bei ihnen keine Zeremonien oder äusserlicher Gottesdienst; Götzen beten sie nicht an, und scheuen sich mit profanen Leuten von Religionssachen zu reden, auch haben sie keine Priester. Sie glauben ein oberes Wesen, so sich über alles ausbreite, und welches sie gemacht habe. Dieses nennen sie Satalykate, das ist, der, welcher droben sizzet, so sie auch anbeten, und ihm danken, daß er sie gemacht habe. Sie bezeugen mit Hand und Mund, auch äusserlichen Stellungen eine Liebe gegen Salzburger, und wie sie ein recht herzliches Verlangen hätten, in der Erkänntniß des obern Wesens unterrichtet zu seyn, und ihnen ihre Sprache zu lehren. Wie sie denn sich selbst für rüde und unwissend halten, um so viel mehr aber wünschen, daß man sie instruiren

und

und klüger machen möge. Sie erzehlen uns, wie sie sich bereden, daß das obere Wesen uns zu ihnen geführt, um sie zu unterrichten. Ein alter Mann, der unter ihnen der weiseste gewesen, hat geglaubet und vielmal gesaget, es würde das höchste Wesen ihnen bald jemanden zuschikken, der ihnen den rechten Weg zur Weisheit (so nennen sie die Religion) zeigen würde, ob er es gleich nicht erleben möchte. Von der Zeit an haben sie alle Wochen etwas Essen bereit gehalten, ihren zu hoffenden Lehrern dasselbe vorzusezzen. Einige sind auch geneigt, ihre Kinder zu den Herren Predigern in die zu Eben-Ezer anzulegende Schule zu schikken; und damit sie desto williger hineinkommen, wird der Herr Oglethorpe den Herrn Predigern güldene Buchstaben und andere reizende Dinge verschaffen; von welchen Kindern sie zugleich allmälig einige Wörter aus ihrer Sprache zu lernen Gelegenheit haben werden.

XI.

XI.

Ungarische Merkwürdigkeiten.

(Aus dem ungarischen Magazin zusammengetragen.)

I.

Von einer merkwürdigen Höle.

Unter die vielen Naturseltenheiten, mit welchen das Königreich Ungarn versehen ist, gehören auch die natürlichen Hölen, von denen immer eine die andere an Merkwürdigkeit übertrifft: einige derselben sind schon ziemlich bekannt, und zum Theil auch untersucht worden. Zu diesen gehört die sogenannte Drachenhöle bei Demenfalma in der Liptauer, die Mazorna und Durna in der Thurozzer, die bei Filek in der Neograder, die unweit dem Zipserhaus, und auf dem Ochsenberg in der Zipser, die Topschauer in der Gömörer, die Sadellöer, Silizzer und Borzzowerin der Tomer, die Fünazzer in

in der Biharer Gespanschaft, und die auf dem Rauberberge in dem Temescher Distrikte der Gränzsoldaten *). Andre aber besonders in den Blateizzer, Nezpaler Groß-Jeßener, Moschower, Tuaner und Zeiver Gebirgen der Thurazzer, die bei Akteld in der Gömörer Gespanschaft, und mehr andere, besonders in der Zips, sind meist nur dem Namen nach, und den Anwohnern derselben bekannt. Wie sehr wäre es daher zu wünschen, daß meine gelehrten Landsleute durch das Beispiel des Herrn von Nedeztki, der von seiner Neigung zur Naturgeschichte getrieben, sich in die noch wenig bekannte Höle bei dem in der Biharer Gespanschaft, befindlichen wallachischen Pfanddorf Funaza begeben, und uns davon eine umständliche und schäzbare Nachricht mitgetheilt hat **), gereizet werden möchten, ähnliche Untersuchungen zu unternehmen, und der gelehrten Welt durch diese Blätter mitzutheilen.

Die

*) Von diesen findet man einige, wiewohl nur kurze Nachrichten, in der durch Herrn von Windisch 1780 herausgegebenen Geographie von Ungarn.

**) Welche bei Tratner in Wien 1774 auf 36 Seiten in 8. gedrukt worden.

Die Höle, von der ich hier eine wiewohl ganz kurze Beschreibung mittheile, liegt eine Viertelstunde von dem zu der Gömörer Gespanschaft gehörigen kalvinischen Dorf Agtelok (Agtelek,) der Eingang in dieselbe ist so eng, und niedrig daß man nur mit großer Mühe durchkommt, und so muß man 4 bis 5 Klafter abwärts kriechen, bis man zur Höle selbst, oder vielmehr zu den Hölen gelangt, denn es sind deren wirklich verschiedene, die ziemlich hoch, und weitläuftig sind, auch immer eine die andere sowohl an Größe als Weitläuftigkeit übertrift; viele Stunden lang kann man aus einer in die andre gehen, ohne sie alle gesehen zu haben, denn wegen den fürchterlichen Abgründen, die sich hin und wieder zeigen, wird ihre weitere Untersuchung unmöglich, wie denn einige die sich zu weit gewagt haben, nicht mehr zum Vorscheine gekommen sind, daher auch die Führer selbst, deren man sich hier der Gefahr wegen bedienen muß, überall ihre Merkmale haben, nach welchen sie ihren Gang einzurichten pflegen. — Diejenigen Hölen nun, welche besucht werden können, sind durchaus mit dem schönsten Tropfstein bedekt, der so wie in verschiedenen andern Hölen unseres Vaterlands, durch Hülfe einer lebhaften Einbildungskraft allerhand Bilder von Mausoleen, verfallenen Gebäuden, Altären, Orgeln,

Unge-

Ungeheuern, und tausend andere Gestalten vor Augen stellt; zwischen dem Tropfstein quillt an einigen Orten ein helles Wasser hervor, und hin und wieder kommt auch ein Bach zum Vorschein, der sich bald durch unterirdische Gänge verliert, und in einiger oft ziemlich weiten Entfernung wieder sehen läßt.

In diesem Bach hat man öfters Enten gelassen, die erst in einer Strekke von mehr dann einer Stunde wieder hervorkamen. — An manchen Orten sieht man unläugbare Spuren von Wagenrädern, und es läßt sich daher muthmassen, daß diese Höle einst einen bessern und gemächlichern Eingang gehabt haben müsse. — Den Tropfstein aus dieser Höle braucht man in dortigen Gegenden bei verschiedenen Krankheiten des Hornviehs, mit welchem Erfolg, kann ich nicht sagen: da er aber eine blendend weiße Farbe hat, so könnte er wohl für die Maler, und zum Uebertünchen der Häuser mit Nuzzen zugerichtet werden.

2.

Von der Doppelhöle zu Thun in Kroatien.

In dem Gebiet des Karlstädter Generalats Oguliner = Gränzinfanterie = Regiments, bei dem

Dorfe Thein, das zugleich ein Hauptmanns-Quartier und ohngefähr 10 Stunden weit von Karlstadt, an der neuen Josephiner-Landstrasse nach Zengh gelegen ist, liegt die sonderbare Höle, von der wir reden wollen. — Von Ueberkrain aus, und durch ganz Dalmatien sind zwar die Gebirge unterklüftet, aber unsers Wissens diente keines dieser Gebirge in seinem Innern Völkern zu einem sichern Aufenthalt als wie eben diese Thuirer Höle.

Aus der Geschichte von Ungarn und Dalmatien ist es eine bekannte Sache, daß viele unglükliche Länder mehrere Jahrhunderte ein stäter Schauplaz blutiger Kriege, fortdaurender innerlichen Unruhen, und schreklicher Verheerungen waren, und ich darf mich nur Beziehungsweise darauf berufen, wenn ich meine Sache bekräftigen will, daß jene Gegenden insbesondere, welche izt in die vier Karlstädter Gränzregimenter vertheilt sind, vor andern allem Greuel der Kriegsverwüstungen ausgesezt waren. Die damalige noch zu rauhe Verfassung der Einwohner, die Nachbarschaft der Türken, deren Name schon vormals schaudern machte, trug nicht wenig dazu bei. Ein Haufe liederliches Gesindels, das der Auswurf verschiedener Nazionen, eine Bande der ruchlosesten Böswichter war, welche her-

herum zogen, sich von Raub und Mord nährten, verübten unter dem Schuzze der Muselfahne an den damals armseligen und hülflosen Bewohnern jener izt reizenden Gefilde, die unmenschlichsten Grausamkeiten. Kein Einwohner war in seiner Hütte sicher, er mußte stets in Angst und Besorgniß leben, stets einen neuen Ueberfall befürchten, den Schweis seiner jährlichen Arbeit in fremden Händen, sein Weib geschändet, seine Tochter genothzüchtiget, und in die Sklaverei geführet sehen; denn dieses Räubergesindel wußte alle Stege und Wege über die Gebirge und durch jene ungeheure Waldungen, welche die Gränzscheidung ausmachten.

Er sah sich also gezwungen eine Freistadt zu suchen, wo seine wenige Habschaft, und das Leben seiner Angehörigen sicher war; und da bot ihm dann die Natur diese Höle dar, und nahm ihn darinnen als eine gütige Mutter in ihren Schoos auf —

Der Weg unter welchem sich diese Höle befindet, ist von ziemlicher Größe, und stehet dem Schloße zu Wien gerade gegen über. Sie hat zwo Abtheilungen oder Stokwerker übereinander, welche beide von außen zween verschiedene Aus-

gänge haben. In einiger Zeit, ist der Eingang zur untern. —

Es ist dieser eine weite und gewölbte Oefnung, deren Bogen auf den von der Natur erzeugten Säulen ruhen. Dermalen quillt ein im Sommer mit reichlichem Wasser versehener Bach heraus, der über eine Stunde lang, so weit die Höle dauert, dieselbe durchlauft. Vor dem Eingang siehet man die Ueberbleibsel einer festen 4 Schuh dikken Mauer, welche die ganze Oefnung versperrte, und daraus einen festen Ort machte. Es sind noch einige Schieslöcher, und die Merkmale eiserner Kloben, woran das Thor hieng, daran zu sehen. Oberhalb dem Eingang sind in Steine gehauene Löcher, die einen Zugang von innen haben, und denen welche hinein flüchteten zu Wachthäusern dienten. Man bemerkt sie aber kaum, weil der Berg oben am Rand mit dikken immer grünenden Gesträuchen bedekt ist. Der Hauptgang, welcher eine Stunde dauert, und an dessen Ende man bei Ostarie, einem andern großen Dorf, heraus kömmt, hat eine Breite von ungefähr 6 Klaftern, und eine Höhe von fünfen. Von beiden Seiten gehen niedrigere Nebengänge, wovon einer zu einem weiten Plazze führet, in dessen Mitte ein kleiner

See

See ist, der sehr gutes Wasser, und einige Fische hat.

Ueber dieser Höle, wie ich schon gesagt habe, ist eine fast eben so große. Um von außen in dieselbe zu kommen, muß man etliche hundert Schritte weiter gehen, und den Berg hinan klettern. Von innen aber sind zween Aufgänge von der untern, stufenweise in den Stein gehauen. Sie ist eben so wie die untere beschaffen, nur in derselben kein See befindlich.

Die Feuchtigkeiten, welche innen durch den Stein dringen, träufeln gemach herunter, und haben so viele Jahre, durch den beständigen Ablauf, verschiedene seltsame Gestalten an dem Gewölbe der Höle erzeugt, es ist aber dennoch darinnen nicht sonderlich feucht. Man genießt daselbst des Sommers eine erfrischende Kälte, und im Winter eine erquikkende Wärme. Das Gestein ist kalkartig mit Schiferschichten untermischt. Eben zu der Zeit, als das Land wegen der Räuber, die aus Bosnien herüber brechen, noch sehr unsicher war, und die Thuines, um sich vor ihren Ueberfällen zu schüzzen, sich in diese Höle begaben, bauten sie darinnen Abtheilungen von Holz, und machten sich so viel es möglich war, und ihr eingeschränkter Verstand es

erlaubte, bequeme Wohnungen, worinn ihre Familien und ihr Vieh Plaz hatten: und so entstand aus dieser Doppelhöle ein unterirdisches Gebäude von vier Stokwerken. Noch sieht man in Stein die Löcher, worinnen die Doppelbalken lagen. Aber außer diesen und der Vormauer beim Eingange mit ihren Schießlöchern und den Steigen, welche in die obere Höle führen, bemerkte man kein Wahrzeichen, daß jemals Leute hier gewohnet haben, indem die Zeit, eine fürchterliche Verwüsterinn menschlicher Arbeit, weiter nichts übrig gelassen hat. Als endlich Ruhe und Sicherheit unter dem mächtigen Schuz Oesterreichs sich einstellten, zogen diese Hölenbewohner wieder aus ihrem freiwilligen Gefängniß, verbreiteten sich in die fruchtbaren Thäler, und eine fast immer wüste und öde Gegend war in kurzer Zeit in fette Wiesen, fruchtbare Felder und Weingärten verwandelt. Da nun die Höle nichts mehr nuzzen konnte, so wurde der izt durchlaufende Bach hinein geleitet: dieser troknet alle Jahr im Sommer aus, und alsdann kann man die ganze Höle durchgehen.

Gleich beim Anfang des langen Ganges hängt am Gewölb ein Felsen-Stük herab, das einem schwärmerischen Auge Gelegenheit geben könnte, Vergleichungen mit verschiedenen Gestal-

stalten zu machen: die Einwohner tragen ein Märchen davon herum, wo dieses Stük Felsen herab hångt, denn sie sagen, da sei die Kammer einer Jungfrau gewesen, welche am neuen Sonntag *) beim Weberstuhl gesessen, gewebt und die Sonntagsandacht versåumt habe. Ihre Mutter welche aus der Kapelle gekommen, habe sich so gewaltig darůber entsezt, daß sie den gråßlichsten Fluch darůber gethan: daß sie gleich zum Stein werden sollte, weil sie vergessen den Tag des Herrn zu ehren und zu feiern, und in dem Augenblik sei das Blut in den Adern des armen Mådchens erkaltet, ihre Augen waren erstarrt, sie unbeweglich, und sammt ihrem Weberstuhle in Stein verwandelt worden. Wenn man das Märchen weis, so findet man eine Aehnlichkeit, aber eben muß man es wissen, um die Einbildung tåuschen zu kônnen.

Noch eine andere merkwůrdige Hôle befindet sich im Gebiethe des Sluiner-Regiments bei Klokochs welche zwei Stunden lang seyn soll, und in der man eine Stunde weit, eine Art Kristalle findet, welche die angrånzenden Tůrken sehr gerne und theuer kaufen.

*) Heißt bei diesen Leuten, der erste Sonntag nach dem Neumonde.

3.

Von dem Palitscher See.

(Aus einem Briefe.)

Noch vor vierzig Jahren war der Ort, wo izt der Palitscher See steht, nichts als ein troknes sandiges Stük Land, welches Palitsch hies. — Was dieses Wort bedeutete, weis ich nicht, denn in den vier Hauptsprachen unseres Vaterlands wird nichts damit benennt. Es scheint aber türkischen Ursprungs zu seyn; denn, als sich die Dalmatier in dieser Gegend niederliessen, und einst unter türkischer Oberherrschaft stunden, hatte es schon diesen Namen. Die große Dürre, so gröstentheils in diesen erhabenen sandigten Gegenden herrschet, bewog diejenigen, welche große Viehheerden hatten, in der meist von Natur niedrig gelegenen Palitscher Gegend Brünnen zu graben, um sie daher tränken zu können. Das Vieh trank das Wasser wegen den salzigten Theilen, welche dasselbe mit sich führet, überaus gern, und so wurde immer die Anzahl der Brünnen vermehrt. — Endlich kamen einige dieser Brunnengräber auf stärkere Adern, welche sich über die Oberflächen der Brunnen ergoßen, und so nach und nach einen See bildeten, der in seinem hizzigen Umkreise

8800 Wiener Klafter mißt. Die Breite desselben beträgt vier bis 600 solche Klafter, und der körperliche Inhalt 1440000 Quadratklafter. — Aus den Ufern dieses Sees fliessen immer kleinere Quellen in denselben, so, wie gleichfalls der oberhalb der Stadt Mar. Theresiopel befindliche in einen Kanal durch dieselbe fließende Sumpf Nagy Rèt genannt, in denselben ablauft. Dieser vielen zufliessenden Wässer ungeachtet, ergießt sich dieser See doch niemal, sondern bleibt immer in seinen Gränzen, und nimmt auch bei der größten Dürre fast gar nicht ab. — Seine Tiefe ist wegen Mangel der Fahrzeuge noch nicht gemessen worden, doch hat man solche nach dem proportionirten Falle, auf zwo bis dritthalb Wiener Klafter angenommen.

Die Gestalt dieses Sees ist einem L ziemlich ähnlich, folglich winkelförmig. — Noch vor sieben Jahren war er mit den schmakhaftesten Karpfen angefüllet; da aber die Einwohner unserer Stadt ihren Flachs hier in großer Menge einzuweichen pflegen, indem solcher hier wegen des ziemlich häufigen Salzes, viel weicher und weisser, als in andern Wässern wird, die Fische aber den starken Geruch desselben nicht ertragen können, so sind sie auch gänzlich zu Grunde gegangen.

Aber

Aber, eine unglaubliche Menge von allerhand Federwildpräte hält sich in demselben auf, dem man jedoch wegen der Breite derselben, und wegen Mangel der nöthigen Fahrzeuge mit dem Feuergewehr eben nicht schaden kann. Man sieht auch eine Menge Schwämme, welche das reine Wasser dieses Sees herbeilokket, den ganzen Sommer durch; und an den Ufern findet man eine steinharte Erde, welche durch das Wasser beständig ausgespület wird. —

Neben diesem See, ist noch ein anderer, aber sehr kleiner, den man Vert nennt, und dessen Wasser den ersten an Güte übertrift. — Ungeachtet nun diese beiden Seen nicht über fünfzig Schritte von einander entfernet sind, so fliessen sie doch niemalen zusammen, selbst da nicht, wenn der eine oder der andre zuweilen seine Ufer übersteigt. Doch liegt der erstere etwas höher als dieser.

Unterhalb diesen Seen ist ein ziemlich großer Sumpf, der Ludos heißt. — In demselben befinden sich die schönsten und besten Karpfen, Hechte, und Schleien, in großer Menge, deren Fang aber wegen des häufigen Geröhrs und der Wasserwarzen, welche die Ungarn Sombokok nennen, sehr beschwerlich wird. In diesem

Sumpfe

Sumpfe pflegen die Schwåne zu bruten, und so dann ihre Jungen aus demselben in den Patitscher See zu führen.

Von dem alkalischen — vielleicht nur Mittelsalze, welches in dem See so håufig gefunden wird, werde ich Ihnen, da sich eben unser Komitats-Physikus mit Untersuchungen dessen beschåftigt, ehestens umståndliche Nachricht geben können.

XII.

Mineralogie von Lappland.

(Aus dem Entwurf einer schwedischen Mineralhistorie des Freiherrn Tilas. S. 94. u. folg.)

Lappland hat hohe Berge, womit es Schweden von Norwegen trennt, und ist in sich selbst sehr verschieden. Darinn kommen alle überein, daß das Land auf die Art allgemach höher steiget, daß es auf der schwedischen Seite, nicht sonderlich in die Augen fällt, aber destomehr auf der norwegischen Seite. Denn man kann sich leicht vorstellen, was für ein Unterschied seyn muß, daß dasselbige Land, so von der See an landwärts in einer Strekke von 40 bis 90 Meilen beständig höher wird, sich auf einmal bis auf vorige Tiefe senket, und zwar bloß in einer Entfernung von einigen Meilen, ja, an einigen Stellen nur von 3 bis 4 Meilen. Auch kom-

kommen alle darinn überein, daß sich Lappland in zweierlei Gegenden theilet, nemlich in die alpengebürgichte und die waldichte, welche leztere zwar wohl hohe Berge hat, aber doch so, daß dazwischen viele Ebenen von Heide und Moräste von geräumiger Größe sind.

Was die bergichte Lappmark betrift, so hat Asele-Lappmark sehr hohe und jähe Alpen, Umea-Lappmark gleichfalls aber nicht so steile; die Alpen in Pirea haben große freie Plätzze zwischen sich, werden aber in den Gränzen von Lulea-Lappmark höher, so daß das Gebirge Sülitielna, welches ungefähr beide Lappmarken trennet und wo auch die Reichsgränzen abgestochen sind, unstreitig das höchste in dieser Gegend ist; und solche hohe Gebürge sind überall, so daß Lulea-Lappmark die allerhöchsten, jähesten und am dichtesten zusammenhangenden Alpen mit vielen Klippen hat, da man denn ganze Gebürge von ewigem Schnee sieht, so daß man nicht weis, ob man sie als ganz von Schnee zusammengesezt ansehen soll, oder ob selbiger nur einen gewöhnlichen Felsen bedekket.

Aber ich sage ewigen Schnee: ich bitte um Vergebung, daß ich diesen gemeinen Ausdruk gebrauche; ich will mir gern etwas abdingen lassen,

sen, und nicht nur etwas, sondern wohl einige Duzzend Jahrhunderte; ja, ich glaube, daß wenigstens innerhalb dem Sewebergsrükken der geringste Theil von diesen zusammengetriebenen Eisbergen eines Menschen Alter viel übertreffen wird. Dieß bedarf einer Erklärung: alle Schneehaufen werden zwar jährlich vermehrt, aber sie werden auch jährlich vermindert, das eine Jahr mehr, das andere weniger; jedoch nie oben so sehr, als unten, wo sie Erde und Stein berühren. Gott weis, was das für eine Wärme seyn müße, die mehr von unten als von oben wirket, wovon ich große Beweise habe, aber nur einen davon anführen will. Als ich die Gränzen bereisete, sties ich mit meinem Gefolge, so aus 40 Pferden bestand, auf ein Eisgebürge, worüber man nicht, ohne einen großen Umweg von vielen Meilen, kommen könnte; aber die Lappen zeigten uns einen andern Weg, der selbst unter dem Gebürge durchgieng, wovon ein kleiner Bach herunter kam, der sich in einer Entfernung von einigen Faden unter dies Gebirge hinunter stürzte, und daselbst ein so vortrefliches Gewölbe, als nur immer die höchste Kirche haben kann, machte. Uns Reitenden verschaffte er einen so schönen Weg, als die ebenste Landstrasse hätte seyn können, nur daß das Wasser den Pferden gerade bis über die Hufe

gieng.

Hin und wieder giengen kleine Oefnungen zu Tage aus, aber auch ohne sie war Licht genug in diesem sonderbaren Eiskeller, welches aber uns allesammt eine blaue Farbe gab, sowohl unsern Gesichtern und Händen, als Kleidern, am mehresten aber unserm Leinenzeuge, welches wie ganz blaues Leinen aussah.

Die Alpen in Torneå Lappmark sollen, wie man mir gesagt hat, denn ich bin nicht selbst da gewesen, hernach immer mehr und mehr flacher werden.

Ich sollte von den Felsarten auf den Gränzen in Umeå, Piteå und Luleå Lappenmarken Nachricht geben, aber ich muß bekennen, daß ich mich ihrer nicht mehr erinnern kann, ungeachtet ich auf den Karten erkenne, daß ich oftmals den Weg gekommen bin. Was ich sagen kann, ist dieses, daß das meiste auf hornartige Steine hinaus läuft, und daß kein reiner Granit in der ganzen Gegend vorkömmt.

Kalkberge sind, so viel ich mich erinnere, auf zwoen Stellen:

1) In Umeå Lappenmark, eine Meile gegen Süden bei Bonnås Alpen, ist eine große kalkhaltige Gegend, deren Kalk weiß, grau, und

der, seiner Dichte nach, ziemlich zu Marmorarbeiten dienlich seyn sollte, wie dann auch deswegen die daselbst aufgesezten Reichsgränzen Marmor Köset genannt werden.

2) In Piteå Lappmark, und ohngefähr eine Meile in Ostsüdost vor den Reichs Gränzen Sulitielma, sind zwei Alpengebürge die Gaisiget heißen, zwischen denen ein großes flaches Land ist, und von ihnen vertheilet sich das Wasser durch die benachbarten Thäler. Es findet sich auch daselbst eine Gegend von weissem, dichten, fein körnichten Kalke, der eine schwebende Lage hat.

Erzgebürge weis ich hier nicht viele, aber wohl zu verstehen, nach dem Begriffe, den ich von ihnen habe, da sie nämlich aus zusammenhangenden Erzgängen bestehen müßen: aber sonst finden sich hier destomehr erzhaltige Gegenden, die öfters an Weite und Umkreis, viele Erzgebürge übertreffen. Es gehören dahin folgende:

1) Nasafjells Silbergruben an den Gränzen und dicht an der Linie von Umeå Lappmark. Das gemeinste Gestein ist von scharfer Hornart. Es zeigte sich auch daselbst ein mächtiger langer Strich von kristallartigen und angeschosse-

schossenen Quarzen, der einige hundert Ellen breit, und viele hundert Faden lang war. Zwischen ihm wurden nesterweise viele grobwürflichte Bleiglanze gefunden, die im Anfange vorigen Jahrhunderts Gelegenheit zu Anlegung des benachbarten Silberbergwerks gegeben, so erst auf Kosten der Krone, und hernach auf Rechnung der Bürgerschaft von Umeå gebauet wurde: aber seitdem es im Jahre 1660 im Kriege von den Dänen zerstöhret worden, hat es nun schon etwas über hundert Jahr öde gelegen, und es möchte auch wohl wegen der strengen Himmelsgegend und seiner Entlegenheit von Holzungen, die vier Meilen beträgt, nicht so bald wieder in Gang kommen. Sonst sind noch in selbiger Gegend auf der südlichen Seite zwei oder drei andre Quarzstellen, welche auch leberbraunen Wasserkies, dunkelbraune Zinkblende und kleine Nester von Bleiglanzen haben, sie sind aber alle von geringem Werthe.

2) Kiedklewari Silbergruben in Luleå Lappmark habe ich zwar nicht besehen, eben so wenig als

3) Alkiewari Silbergruben an eben diesem Alpengebürge. Da ich aber die Nachrichten, so das königliche Bergkollegium daher erhalten hat,

und Probestufen gesehen habe, so kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie in solchen in Kristall geschossenen Quarzen, wie zu Nasa liegen. Uebrigens liegen beide Gegenden in Süd- und Südost bei Wirezaure oder Wireträsk.

4) Rautoiwe weiter hinauf nach Norden in Luleå Lappmark, wurde bei der Gränzvermessung wegen seiner schönen Stufen und seines großen und grobblätterichten Eisenglimmers, so sich oft in schönen Drusen zeigt, bekannt. —

5) Gelliware Eisenerzgebürge in Luleå Lappmark hat wohl die grösten Eisenadern, die sich jemals finden möchten. Freilich sind wohl ganze Berge, ja Alpen, die aus lauter reinem Eisenerze bestehen, aber dieses Gebirge streicht in ordentlichen Gängen, erstrekket sich weiter, als einige Viertelmeilen in die Länge, ist drei bis vier hundert Faden breit, und enthält nichts als reines reichhaltiges schwarz blaues Eisenerz.

6) Stangeli Alpen in Torneå Lappmark, zwischen den Reichsgränzen Altagais und Stangeli, hat vielen Kupferlazur und eisenhaltiges Geschikke. Nach den Stufen und dem Berichte, so das königliche Bergskollegium daher erhalten

hat,

hat, zu urtheilen, kann man diesen Alpen die Ehre einer erzhaltigen Gegend nicht absprechen.

7) Aber was soll man von den verwundernswürdigen Alpengebürgen Kerunawara und Lousawara, eine und eine halbe Meile in Westen von Jukasjerwi-Kirche sagen, die beide in einem Striche liegen, nur durch ein kleines Thal von einander geschieden sind, und ganz und gar aus Eisenerz bestehen? Es scheint gleichsam, als wären sie erschaffen um gewissen Meinungen, die blos in Gedanken, aber nicht nach Anleitung der Erfahrung von dem Zuwachse der Metalle und Mineralien gemacht sind, zu widersprechen. Es war also nicht zu verwundern, daß der ehemalige Landshauptmann und nachmaliger Präsident Gyllengrüp gleichsam ausser sich gerieth, als er sie im Jahre 1735 sah, und sie königlicher Namen werth hielt: er nannte nämlich das erste Gebürge König Friederichs und das andere Königinn Ulrika Eleonorens Berg.

8) Swappalwara liegt drei Meilen in Süden von Jukasjerwi-Kirche, und verdient den Namen eines Erzgebürges um desto eher, da zwo unterschiedene ansehnliche erzhaltige Gegen-

den, die eine von dem reichesten Lazur und Kupfererz, und die andere von mächtigem Eisenerz, daran stoßen.

9) Joneswanda eisenhaltige Gegend liegt auch in Süden von Jukasjerwi-Kirche an zu rechnen, aber in einer Entfernung von 8 Meilen, und hat in ehemaligen Zeiten magnetisches Eisenerz gegeben. —

XIII.

Kurze Beschreibung des Male- oder Moskoe-Stroms, eines berühmten Meerstrudels bei Norwegen.

Der Strom, der seinen Namen von dem im Meer zwischen den Insuln, Lofoden und Woerön gelegenen Felsen Moschenfield hat, erstrekt sich auf 4 Meilen gegen Süden, und eben so weit gegen Norden. Er ist ungemein schnell, absonderlich zwischen dem Felsen Moschen und der Spizze von Lofod-Odden; allein sein schneller Lauf vermindert sich, je näher er den zwoen Insuln Woerön und Röst ist. Er vollendet seinen Lauf von Norden gegen Süden in 6 Stunden, und von Süden gegen Norden, in eben so vieler Zeit.

Der Strom Moschen ist so schnell, daß er eine Menge Krümmungen oder Wasserwirbel

 macht,

macht, welche die Einwohner in Norwegen Gaargammer nennen.

Sein Lauf richtet sich nicht nach der Ebbe, und Fluth, sondern ist derselben vielmehr ganz entgegen; denn wenn die Wasser des Ozeans steigen, so gehen sie von Süden gegen Norden, da hingegen der Strom Moschen von Norden gegen Süden gehet; und wenn das Meer fällt, so laufen die Wasser von Norden gegen Süden, da unterdessen die vom Strom, von Süden gegen Norden gehen.

Das merkwürdigste bei diesem Strom ist, daß er weder vor noch hinterwärts in gerader Linie, wie andere Ströme, fortgehet, die man bei einigen Meerengen siehet, wo Ebbe und Fluth ist. Er stellet eine Art des Zirkels vor.

Wenn das Wasser des Ozeans halb Fluth ist, so geht der Strom nach Süd-Südosten; je mehr das Meer aufläuft, je mehr wendet sich der Strom gegen Norden. Gegen der halben Ebbe nimmt er wieder seinen Lauf, nachdem er einige Augenblikke still gestanden.

Es ist schwer zu wissen, ob er immer vorwärts gehet, oder wieder umkehret, nämlich ob er

er nach Osten oder nach Westen läuft. Die Einwohner des Landes glauben, daß er sich nach Osten zu wendet, daß er von Norden nach Nordost, und von Nordost nach Osten, von Osten nach Südosten, und von Südosten nach Süden gehet, und daß er also die ganze Tour des Kompasses in 12 Stunden macht. Allein ich behaupte, daß diejenigen, welche zu dieser Meinung Anlaß gegeben, falsche Anmerkungen gemacht, und geirret haben. In der That streitet es gegen die Natur, daß der Strom über Osten zurükkehren könne. Nothwendig muß er über Westen zurükkommen, da er seinen Lauf von Norden gegen Mittag nimmt, wie er thut, wenn er von Mittag gegen Norden passiret. Dieses will ich klar beweisen, wenn ich auf die Ursachen dieses Stroms und desselben Zirkulazion komme.

Das wahre Phänomenon ist demnach, daß dieser Strom rükwärts von Süd-Südosten nach Norden über Westen gehet, und von Norden nach Südosten über selbige Seite. Wenn er nicht selbigen Weg zurük gienge, so wäre es sehr schwer und fast unmöglich die Spizze von Loföd-Odden nach den 2 großen Inseln von Woerön und Röst zu paßiren, und es würden diese Inseln, welche gegenwärtig zwei ganze

Kirchspiele formiren, dadurch ohne Einwohner seyn. Weil aber der Strom sich so, wie ich gesagt, wendet, so erwarten diejenigen, welche von der Spizze Lofod-Odden nach diesen zwoen Inseln paßiren wollen, die halbe Fluth, um welche Zeit der Strom sich nach Westen wendet, und wenn sie wieder nach der Spizze von Lofod-Odden zurükfahren wollen, so erwarten sie die halbe Ebbe. Alsdenn treibt sie der Strom nach dem festen Lande zu, und auf diese Weise fähret man ohne Schwierigkeit hin und her.

Da es etwas seltsames ist, im offenen Meer einen so schnellen Strom zu sehen; so haben die Gelehrten die Ursach dessen zu ergründen sich bemühet, und sind auf verschiedene Gedanken gekommen, die nichts zum Zwekke beigetragen.

Die mehresten haben geglaubt, daß an diesem Orte des Meeres ein großer Schlund seyn müße, der einmal um das andere das Wasser in sich zöge, und wieder auswürfe, da dann allemal die Bewegung beregten Strom verursachte. Man würde aber die Zeit unnüzze zubringen, wenn man sich bei der Widerlegung dieser Meinung aufhielte, welche in der Natur keinen Grund

hat.

hat. Ich will lieber die wahre Ursach dieser Art des Wunderwerks zu zeigen suchen.

Ich lege daher erst zum Grunde, daß, wenn irgendwo ein Strom ist, das Wasser allda an der einen Seite höher als an der andern seyn muß; denn es kann kein Strom seyn, der nicht einen Abhang hat.

Zum andern merk ich an, daß an dem Orte das Wasser auf der einen Seite steigt, und auf der andern fällt; zum dritten schließe ich daraus, daß dies die eigentliche Ursach des gedachten Flußes ist.

Um einen jeden von dieser Wahrheit zu überzeugen, darf man sich nur die Lage des Landes vorstellen, und solche untersuchen. Wir finden allda ein schmales Stük Land, das 16 norwegische Meilen weit ins Meer hineingeht, von dieser Spizze von Lofōd = Odden, so das westliche Ende ausmacht, bis an die Spizze von Loddingen, welche das Aeußere von Osten ist. Dieser schmale Strich Landes ist von dem Meer auf allen Seiten umgeben. Es mag nun Ebbe oder Fluth seyn, so stehet das Wasser bei diesem Lande still, und kann keinen Ausgang als durch 6 Engen, oder Passagen finden, welche

den schmalen Strich Landes in eben so viel Theile theilen. Einige dieser Wasserengen sind nur ein halb viertel Meile, und einige nicht einmal so breit, folglich können sie wenig Wasser befassen. Daher kommt es dann, daß, wenn das Meer anläuft, das Wasser, welches gegen Norden fließt, größten Theils gegen Mittag dieses Strichs Landes aufgehalten wird, und also gegen Süden viel höher als gegen Mitternacht steigt. Wann das Meer abläuft, und gegen Süden fließt, so wird ebenfalls das Wasser größten Theils gegen Norden des schmalen Strichs Landes aufgehalten, und steigt höher gegen Mitternacht, als gegen Mittag.

Das Wasser, welches auf diese Weise bald auf der einen, bald auf der andern Seite stille stehet, kann keinen andern Ausgang, als zwischen der Spizze von Lofód-Odden und der Insel Woerón, und zwischen der Insel Woerón und der von Róst, finden.

Der Abhang, den es hat, wenn es fortgehet, verursacht den geschwinden Lauf des Stroms, und eben daher ist der Strom schneller bei der Spizze von Lofod-Odden, als anderwärts. Da diese Spizze dem Orte näher ist, wo das Wasser stille stehet, so ist auch der Abhang

hang allda größer, und jemehr der Strom sich gegen den Inseln von Woerön und Röst ausbreitet, jemehr verliert er von seiner Geschwindigkeit, dergestalt, daß alle diese Umstände zusammen meine Meinung, wegen dieses weltberufenen Stroms, bestärken.

Man hat wegen der Wasserwirbel oder Drehungen dieses Stroms unterschiedliche Fabeln erdichtet, und gesagt, daß sie alles, was ihnen nahe käme, zerstiessen und zerbrokten, daher er auch den Namen Malestrom bekommen. Auch hat man erzählet, daß dieser Strom so gefährlich wäre, daß kein Wallfisch sich demselben nähern dürfte, und dergleichen Dinge mehr, die keinen Glauben weiter verdienen. Erstlich ist es nicht wahr, daß diese Wirbel die Gewalt haben, etwas zu zerstossen, und es zeiget die Erfahrung, daß, wenn man ein Stük Holz dahin wirft, der Wirbel stille stehet und vergehet. Vors andere ist nichts lächerlicher, als wenn man sagt, daß ein Wallfisch demselben sich nicht nähern dürfte, weil wir wissen, daß man allezeit in dergleichen Strömen eine Menge Fische findet. Unterdessen muß man gestehen, daß es ein großes Wunder der Natur ist, daß eine flüßige Massa Wirbel mache, die oft zwei Klaftern im Diameter haben.

Ver=

Verschiedene Leute, welche die Ursache davon gesucht, haben dafür gehalten, daß Klippen unterm Wasser wären, und daß diese die Wasserwirbel verursachten.

Dieser Saz aber ist falsch, denn es verhindern vielmehr die Klippen die Wirbel. Wenn das Wasser gegen eine Klippe stößt, so trennt, und spaltet sichs, und kann keine Wirbel mehr machen. Man muß demnach die Ursach in dem schnellen und ungestümmen Lauf des Wassers suchen.

Daher sezze ich zwei Prinzipia, die sich beide auf die Gesezze der Bewegung gründen. Das erste ist, daß, wenn ein Körper, der sich beweget, einem andern Körper begegnet, der ihn hindert, in gerader Linie fortzugehen, so prellt er, er bewegt sich in zirkulärer Linie; allein da das Wasser ein flüßiger Körper ist, der nicht brikoliren, oder prellen kann, so muß es zirkuliren. Das andere Prinzipium ist: daß in einem Raum, wo eine Massa Wassers schnell und unordentlich läuft, es unmöglich ist, daß eine Wasserkolonne sich stärker als die andere bewege.

Man sieht es täglich in den Flüßen und Bächen. Dieses scheint mir klar und beweislich, und

und alle Muthmaßungen, welche Klippen oder Schlünde in dem Meer voraussezzen, kommen mir ungegründet vor, und sind wider die Natur.

Nach diesem ist nicht schwer zu begreifen, wie der Strom weder gegen Norden noch Süden gehen kann, zu der Zeit da das Meer von einer dieser zwoen Seiten aufläuft, und wie sein Lauf allezeit demjenigen vom Ozean entgegen seyn muß. Denn nichts hält die Wasser des Meers in ihrem Lauf auf, es mag auflaufen, oder fallen, anstatt, da das Wasser, welches beim Lande von Lofod-Odden ist, allda stille stehet, und weder in gerader Linie, noch oberhalb der Spizze von Lofod-Odden kommen kann, wenn das Meer auf der andern Seite nicht gefallen, und der Ozean im zurükgehen nicht die Wasser mit fortgenommen, so diejenigen, die bei Lofod-Odden stille gestanden, wiederum ersezzen müßen. Dieser Beweis dünkt mich hinlänglich zu seyn, um die Ursachen dieses Phänomenons zu erkennen zu geben.

Was noch außerordentlicher bei diesem Moschenstrom ist, und am meisten verdient angemerkt zu werden, ist, daß er nicht in direkter Line, wie andere Ströme, läuft, sondern sich allmählig von Mittag gegen Norden, und

von

von Norden gegen Mittag bieget. Dieses Phänomenon ist leicht zu begreifen, weil ich davon schon Erwähnung gethan habe. Ich habe vorhin gezeigt, daß der Lauf des Moschenstroms demjenigen vom Meer entgegen ist; daraus folgt, daß, wenn sie sich begegnen, der eine den Lauf des andern verhindert. Im Anfang der Ebbe und Fluth kann das Meer gegen diesen Strom nichts ausrichten, allein gegen der halben Ebbe gewinnt es Macht genug zum Widerstand. Wenn alsdann der Strom sich nach Osten biegen kann, weil allda das Wasser immer bei dem Lande von Lofod-Odden stille stehet, wie ich schon gesagt habe, so muß er sich nothwendig nach Westen wenden, wo das Wasser niedriger ist.

XIV.

zur Geschichte und Beschreibung der Lukayschen Inseln.

Als Einleitung zu nachstehendem Memoriale, einem für die Geschichte dieser Inseln sehr interessanten Aktenstükke, welches ich in dem dritten Theile der Mémoires de Jean Pier de Kersland (12. Rotterdam. 1728. III. Volumes) auf der 33sten und folgenden Seiten gefunden habe, und da ich es der Aufmerksamkeit meiner Leser nicht unwürdig hielte, hier in einer getreuen Uebersezzung mittheile — schikke ich demselben eine kurze Beschreibung der Lukayen-Inseln voran, die aus guten Quellen geschöpft ist.

Beschreibung und Geschichte der Lukayen.

§. 1.

Diese Inseln sind die ersten gewesen, welche den Christoph *Colomb* zur Entdekkung von Amerika

geführt haben. Ihre Anzahl ist so groß, daß die Engländer selbst, als die Besizzer derselben, nicht im Stande sind, ihre gewisse Zahl anzugeben, insonderheit da viele derselben nur Felsen sind, die über das Meer hervorragen,

Saxa vocant Itali mediis quae in fluctibus aras,
Dorsum immane mari summo — — — —

und kaum den Namen, Inseln, verdienen. Ihre Anzahl beläuft sich auf *) vier bis fünf hundert. Die größten derselben wurden ehemalen von den Indianern bewohnt, welche die Spanier vertilgt oder als Sklaven in ihre Niederlassungen geführt haben, um in den Bergwerken zu arbeiten. Diese Inseln liegen gegen Osten und Südosten von dem spanischen Florida, von dem sie nur durch den Kanal von Bahama abgesondert sind, und haben folglich die Inseln Kuba und Hispaniola gegen Süden.

§. 2.

Unter dem Namen Lukayen, den sie von der größten und nordlichsten Insel erhalten haben,

*) Der Verfasser des Almanach Americain 1783. zählt derselben (Seite 301.) nur zwei hundert. d. H.

ben, werden sie zwar alle begriffen, doch theilt man sie in drei Klassen. Die erste enthält diejenigen, die sich gegen Osten von der Insel Bahama und ihres Kanals erstrekken, und mit dem besondern Namen Bahama-Inseln belegt werden. Die zwote begreift die, welche gemeiniglich die Orgeln, die Märtyrer und die *) Cayen oder Cayquen genannt werden; und endlich enthält die dritte diejenigen, welche man Schildkröten (les tortues) nennet. Hier ist das Verzeichniß der bekanntesten dieser Inseln in alphabetischer Ordnung.

§. 3.

Abacoa, zwölf Seemeilen lang und sechse breit.

Athecambey, ihre Größe ist ungewiß.

Amaguaio.

Amana oder Amaguana.

Bahama, dreizehn Seemeilen lang u. acht breit.

Bimini, fünf Seemeilen lang.

Die Cayquen, sind viele Inseln, welche einen Kreis bilden, der durch eine Menge Kanäle durchschnitten und gegen Osten mit einem großen

*) In gedachtem Almanach Américain werden sie Turques oder Caïques genannt.

Sandbank besezt ist. Man sieht darunter eine, welche die andern an Größe übertrift. Einige Holländer, welche sich ihr im Jahr 1623 von der Nordseite näherten, fanden den Ankerplaz daselbst von zehn oder zwölf Faden Wasser sehr gut. Sie waren in der Hoffnung viel Salz daselbst zu finden, dahingekommen, indem sie durch einige portugiesische Nachrichten hierzu aufgemuntert worden. Sie fanden aber keines, weder auf der großen Insel noch auf der kleinen, ob sie gleich verschiedene Orte antrafen, deren Lage welches zu versprechen schien. Die östlichste von diesen Inseln ist zwanzig Grad sechs und zwanzig Minuten von der Linie entfernt.

Ciquatro, nicht viel größer als die vorige.

Conciva, eine kleine Insel, kann zu den Cayquen gerechnet werden.

Curateo, nicht viel größer als vorige.

Guanahani, die erste Insel. Ciquatro, nicht viel größer als die vorige.

Der neuen Welt, die von Christoph Colomb entdekket und San Salvador genannt worden, liegt im fünf und zwanzigsten Grade vierzig Minuten.

Gua=

Guamina, liegt ungefähr sieben Seemeilen von Guanahami, und wurde von Colomb zu erst Santa Maria de la Conception genannt.

Lucayoneque oder Yucayoneque ist die größte und lezte von den Lukayschen Inseln gegen Norden.

Macarey ist wegen der Felsen, womit sie umgeben ist, fast unzugänglich.

Manegua.

St. Martha ist nur eine Seemeile weit von dem festen Lande von Florida entfernt.

Märtirer, so wird ein Haufen Inseln oder vielmehr Felsen genannt, deren Anblik von der See her, gespießte Menschen vorstellen soll, daher der sonderbare Name.

Mayaguana.

Mimbres, ein gefährlicher Felsen.

Mira-por-vos, giebt die Gefahr, sich ihr zu nähern durch ihren Namen zu erkennen, denn er bedeutet: Nimm dich in Acht.

Pola.

Samana, ein Dreiek.

Saomoto die vierte von den Inseln, welche Colomb entdekket und Isabella genannt hat.

Die Tortues oder Schildkröten, liegen sechs und dreißig Seemeilen von dem Hafen von Havana in gerader Linie; ihrer sieben oder acht an der Zahl.

Triangulo, eine hohe Insel.

Veja, besteht aus einigen kleinen dicht aneinander und zwischen Sand und Felsen liegenden Inseln, welche die Spanier los Bairos de Babucca nennen.

Xabaque.

Xanaque, ist ungefehr zehn Seemeilen lang.

Xumato.

§. 4.

Christoph Colomb entdekte zwar diese Inseln; hatte aber so wenig Lust eine Niederlassung auf denselben zu errichten, als die ihm nachfolgende Spanier, die im Jahr 1507. alle Einwohner derselben zu Sklaven machten oder ermordeten. Dieser kleine Archipel war ganz öde und verlassen, als ein englisches Schif, welches nach Karolina segelte, durch einen Sturm an die vornehmste derselben im Jahr 1672. verschlagen wurde. Kapitän William Sayle gab zu-

*) Almanach Américain, am angef. Orte.

zuerst dieser Insel, die nachher Providence genannt wurde, seinen Namen. Sie wurde von Karolina aus, mit Engländern besezt. Sieben oder acht Jahre hernach wurden sie von den Spaniern daraus getrieben, die den englischen Statthalter Clarke ermordeten; aber im Jahr 1690 wurde die Insel unter dem tyrannischen Statthalter Cadwallader Jones wieder mit Engländern besezt; ihm folgte Trott nach, unter dessen Statthalterschaft Providence einen beträchtlichen Zuwachs erhielt, und der Hauptflekken der Insel nahm den Namen der Stadt Nassau an, die damahlen hundert und fünfzig Häuser zählte. Endlich war diese Kolonie im Jahre 1703. von einer vereinigten Anzahl Spanier und Franzosen zum andern male verheert, welche Nassau abbrannten, den Statthalter gefangen nahmen, und einen Theil der Negern wegführten.

Nur erst im Jahre 1709 stellte der Hauptmann Woodes Rogers die Ordnung daselbst wiederum her, nachdem er die Seeräuber verjagt hatte, und wurde zum Statthalter der Insel ernannt. Von dieser neuen Niederlassung handelt das unten folgende Memorial.

§. 5.

Ich beschließe diese fast allzu weitläuftige Einleitung zu dem nachstehenden Memorial mit der *) Beschreibung des jezigen Zustandes der Lukayen aus dem Almanach Américain. Die Kolonie des Woodes Rogers besteht noch bis auf den heutigen Tag; sie kann etwa drei bis vier tausend Seelen enthalten, von denen die andere Hälfte in die übrigen Inseln vertheilt ist. Sie schikken jährlich für vierzig bis fünfzig tausend Thaler Baumwolle, Färbeholz und lebendige Schildkröten nach England, und vor dem, nun geendigten, amerikanischen Kriege, bezahlten sie die Lebensmittel, die sie aus Nord-Amerika erhielten, mit ihrem Salze. Obgleich der Boden der Lukayen in Ansehung der Fruchtbarkeit nicht mit andern westindischen Kolonien verglichen werden kann, so könnte er doch in einem ziemlichen Ueberfluß weit mehr Einwohner, als wirklich da sind, durch Arbeit ernähren. Wenn der Anbau dieser Insel vernachläßigt ist, so muß man dies den Sitten der Einwohner zuschreiben. Kommandant auf den Lukayen ist gegenwärtig Robert

*) Man vergleiche dies, mit dem was in der Erdbeschreibung von Amerika herausgegeben von Schlözer, im 1ten Theile von diesen Inseln gesagt wird. d. H.

bert Maxwell, Esq. Agent auf den Cayquen ist Andreas Symmer.

Memorial.

Jean Ker, sagt am angef. Orte, von diesem Memorial weiter nichts als: „doch will ich hier dem Publikum eine Erzählung von dem Zustande der Bahama-Inseln im Jahre 1721, so wie sie mir von dem Statthalter mitgetheilt worden, vorlegen.“

Wir der Rath, und die vornehmsten Einwohner und Kaufleute auf den Bahama-Inseln, die wir immer oder größten Theils uns, seitdem Se. Excellenz Gr. Woodes Rogers hier Statthalter war, auf der Insel Providence aufgehalten haben und Augenzeugen sind von allen hier erzählten Thatsachen von der Ankunft des gedachten Statthalters Rogers bis jezzo. Da gedachter Statthalter Rogers seine Rükreise nach England angetreten hat, wo wir nicht gegenwärtig seyn können, um sein Verfahren unter uns zu rechtfertigen, so haben wir daher die Hauptsachen, Schwierigkeiten und Vorfälle die vorgekommen sind, gesammelt, um das kluge und sorgfältige Verhalten des gedachten Statthalters Rogers in ein günstiges Licht zu sezzen,

und damit der gedachte Statthalter Rogers weniger Schwierigkeit finde, die Maasregeln die man seither genommen hat zu zernichten, indem wir die Thorheit derselben, welche das Aufkommen der gedachten Inseln bisher verhindert haben, vor Augen legen; und mit leichterer Mühe dasjenige betreiben könne, was zu Erhaltung unserer Kolonie in Zukunft beitragen könne.

I. Als der Statthalter Rogers im Monat Juli 1718 hier ankam, von dreien königlichen Kriegsschiffen begleitet, so fanden sich bei fünfhundert Seeräuber und dergleichen Gesindel in dieser Gegend, die ohngeachtet gedachter Statthalter eine Amnistie-Akte ausgefertigt hatte, doch nicht ans Land kommen wollten; deswegen bat der gedachte Statthalter den Kapitän Chamberlain Anführer dieses Geschwaders, er möchte eines von seinen Kriegsschiffen so lang hier lassen, bis das Fort wieder erbauet wäre, zur Sicherheit seiner Person und der Garnison, die damalen fast aus lauter Kranken bestund, so daß kaum dreißig Mann zum Dienste fähig waren. Nichts destoweniger konnte der Statthalter das, was er begehrte, nicht erhalten, und die Schiffe hielten sich nur so lang hier auf, als sie es für ihr besonderes Interesse dienlich hielten.

II. Die Kriegsschiffe, die bisher hier gewesen sind, so viel wir davon unterrichtet werden konnten, haben der Kolonie wenige oder gar keine Dienste geleistet, und die obgedachten verliessen ihn, sobald sie ihn ans Land gesezt hatten; die Krankheiten unter den Soldaten und Matrosen währeten noch immer fort, und brachten alles in solche Unordnung, daß er sich genöthigt sahe, die Delicia, ein Schiff der Kompagnie von zwei und dreißig Kanonen, einige Monate länger zurükzuhalten, als er sich vorgesezt hatte, wodurch es verhindert wurde eine andere Reise vorzunehmen; und ob dies gleich der gedachten Kompagnie unangenehm seyn mußte, so war es doch so sehr nothwendig, daß man ohne dies Mittel den Plaz nicht hätte behaupten können. Der Krieg mit Spanien kam noch darzu, der sowohl als das Einverständniß der Seeräuber, die mehr als zwanzig Schiffe wegnahmen, deren einige mit Lebensmitteln für diese Insel belastet waren, den Statthalter nöthigte nicht nur das gedachte Schiff, sondern auch noch zwei andere der Kompagnie gehörige, bei vier Monat lang aufzuhalten, ehe das kleinste dieser Schiffe nach England segeln konnte, wohin man es abschikte, um die Nachricht von dem mislichen Zustande des Gouvernement zu überbringen.

III.

III. Die meisten Soldaten lagen an gefährlichen Krankheiten darnieder, mehrere hatte der Tod hingerafft, so daß lange hernach, als der Statthalter angekommen war, nur sehr wenige im Stande waren am Fort zu arbeiten; und da er nicht mächtig genug war, um das gemeine Volk aus den andern Inseln zur Ausbesserung der Vestung zu zwingen, so ward er genöthiget, die welche er hier fand hierzu zu gebrauchen, indem er sie mit vieler Güte behandelte, ihnen Branntwein und Lebensmittel ohne Maas austheilte. Er war gezwungen immer um sie zu seyn, damit das Werk von statten gienge. Da der Ort auf diese Art in ihrer Gewalt war, sie oft droheten sich dessen ganz zu bemächtigen sie zu dem Ende Projekten unter sich ausbrüteten, und nur noch auf die Verbindung mit den Seeräubern warteten; und da die Spanier von der andern Seite droheten den Ort anzugreiffen, so wurde eine ausserordentliche Menge Branntwein und Lebensmittel verbraucht, und niemand war da, der Zeit gehabt hätte, die Früchten sowohl der Insel Providence, als der übrigen Inseln einzusammeln. Während dieser allgemeinen Verwirrung starben die Faktoren, der Statthalter ward öfters krank und war zweimal, so wie man uns benachrichtigt hat, auf dem Punkte zu sterben. Mehrere Magazine wurden geplündert und man brauchte während

rend dieser Krankheit für eine beträchtliche Summe Branntwein, weil man keine gute Magazine hatte, um ihn sicher aufzubewahren, diejenigen welche man damalen baute, konnten erst lange nach dem Tode der Faktoren fertig werden.

In eben dieser Zeit verursachten die öftern Kriegsnachrichten und die Furcht vor einem Ueberfalle, daß man die königlichen Magazine ausleerte, und die darinn befindliche Munition eben sowohl austheilte, als die kleinern der Kompagnie gehörige Waffen, welche für den Handel bestimmt waren, und nun unter die Einwohner zu Vertheidigung der Insel vertheilt werden mußten. Alle diese verschiedene Sachen wurden verbrauchet, verlohren oder sehr beschädiget, ohne daß man einigen Nuzzen daraus gezogen hätte.

IV. Nachdem der Statthalter die Ruhe der Insel durch die so beschwerliche, mühsame und für seine eigne Person so gefahrvolle Wiederherstellung der Vestung in Sicherheit gesezt hatte, so befand er sich in einer neuen Verwirrung aus Mangel an hinlänglicher Provision um die Garnison, die pfälzischen Kolonisten, mehrere Einwohner, und die Seeleute zu unterhalten, welche er bei sich zu behalten sich gezwungen

gen sahe, und deren er benöthigt war, um den Seeraubereien zuvorzukommen, um Provision zu erhalten, um die Einwohner zu ermuntern und ein Kriegsschiff für unsere Sicherheit zu erbauen; er ward auch genöthigt Schiffe nach Carolina, Jamaika, Barbados, und andern Orten auszurüsten und zu dem Ende Wechselbriefe auf die Kompagnie zu traßiren.

V. Schon befanden sich der Statthalter und die Kolonie bei neun Monate in dieser Noth, und Samuel war schon mit einem Bericht von dem was vorgegangen war, und mit Bittschreiben um Unterstüzzung des Statthalters und der Kolonie, nach England abgeschikket, als man sich der Ankunft des Herrn Jakob Gohier auf gedachtem Schiffe angenehme Hoffnungen machte, der die Bestätigung der Nachricht von dem Krieg mit Spanien und eine Ladung Waaren nebst den Nothwendigkeiten um Freibeuter auszurüsten mitbrachte.

Sonst, statt uns einige Hülfe an Mannschaft oder Provisionen zu überbringen, kamen nur vier Mann Soldaten mit ihm, von welchen der gedachte Gohier zween zu seiner Aufwartung begehrte und auch erhielt. Was nun den Statthalter und die Kolonie betrifft, so war dies die

beste

beste Neuigkeit welche sie erhielten, daß nämlich nicht nur die Wechselbriefe, welche ersterer auf die Kompagnie gezogen hatte, wären protestirt worden, sondern daß dieselben auch Schuld gewesen wären, daß die zur Unterhaltung der Garnison bestimmte Lieferungen in den Händen des Agenten wären mit Arrest belegt worden, und daß derselbe keinen Befehl habe, irgend etwas derselben zu liefern. Dies verursachte, daß mehrere Familien aus Karolina, den Bermuden, der Insel Anguilla und andern Orten, welche entschlossen waren, sobald die gehofte Hülfe aus England ankommen würde, sich hier niederzulassen, von diesem Vorhaben abwendig gemacht wurden; und daß die Einwohner und die Garnison dieser Insel sich oft in der dringendsten Noth befanden, weil man keine Lebensmittel mehr von andern Orten her erhalten konnte, da der Statthalter, seitdem seine Wechselbriefe waren protestirt worden, auf allen Seiten seinen Credit verlohren hatte. Sonst hatte diese Behandlung noch die Wirkung, daß die, welche hieher kamen, die Kolonie als zu Grunde gerichtet ansahen und wieder zurükkehrten; so daß statt der guten Anzahl Kolonisten, welche wir erwartet hatten, mehrere Einwohner uns verlassen haben und noch täglich verlassen.

VI. Der gedachte Gohier sahe bei seiner Ankunft, als General Kommis der Kompagnie, den äusserst elenden Zustand des Statthalters und der Kolonie, und versicherte die Einwohner öfters öffentlich, daß er nach England schreiben wolle, um die benöthigte Hülfe an Lebensbedürfnisse aller Art zu erhalten, und um die Sachen alle in Ordnung zu bringen, welche unterdessen waren vernachläßiget worden; ja er sagte noch hinzu, man werde ihnen Negern geben, um ihre Plantagen anzufangen, so wie es bei andern neuen Kolonien der Gebrauch ist. Von allen diesen Versprechungen sehen wir aber keine Wirkungen. Er verursachte im Gegentheil den Einwohnern vielen Verdruß, welches alle benachbarte Kolonien wissen; durch welche widrige Gesinnung, welche er auch gegen den Statthalter heget, der ferneren Bevölkerung der Insel eine große Hinderniß in den Weg geleget wird.

VII. Bald nachher als der Krieg mit Spanien erkläret war, erhielt der Statthalter öftere Berichte von Havana und andern Orten auf der Insel Kuba, daß die Spanier im Sinne hätten uns anzugreiffen. Ob sie es gleich erst vierzehn Monate hernach thaten, so war er doch genöthigt die Einwohner diese meiste Zeit über versammelt und unter den Waffen zu halten, und er that,

den

den zahlreichen Truppen, welche von Havana gekommen waren, uns anzugreifen, tapfern Widerstand.

Uebrigens waren aber die Einwohner ganz ausser Stand gesezt ihre Plantagen anzubauen und für ihren Lebensunterhalt, wie gewöhnlich zu sorgen, so daß derselbe sich in die Nothwendigkeit versezt sahe, die meisten mit Lebensmitteln zu versehen, und diese um einen übertriebenen Preis einzukaufen, weil man seine Wechsel unter keinen andern Bedingungen genommen hätte, da sein Kredit gefallen war. Ja er war oft genöthigt die Eigenthümer mit Gewalt anzuhalten, daß sie ihren Vorrath ausliefern mußten, da er sein eigen Vermögen erschöpft hatte, um welchen zu kaufen. Oft sah man ihn so herunter gebracht, daß er selbst ein elendes Leben führen mußte; er war gedrungen sich für das Wohl der Inseln in große Schulden zu stekken, insonderheit während als man an den Vestungswerken bauete, nachher als sich die Spanier zeigten und endlich da er sich gezwungen sah, ein *) Embargo auf die Schiffe zu legen, aus Furcht vor einem zweiten Angriffe. Mehr als drei Monate unterhielt er über zweimal soviel Soldaten

*) So nennet man den Arrest, den man auf Schiffe legt, damit sie nicht weiter segeln dürfen.

ten als gewöhnlich seine Garnison war, und mußte drei bis vierhundert Einwohner und Seeleute an verschiedenen Orten der Insel unter den Waffen halten.

VIII. Nachher, während als wir auf Hülfe warteten, kam im verflossenen Oktober ein kleines Schiff aus England, mit einigen Lebensbedürfnissen für ungefähr fünf tausend Pfund Sterling an, ohne daß die Regierung der Kompagnie etwas für uns gethan hätte, als daß sie uns fünfzehn Mann neuangeworbene Soldaten überschikte, welche nur mit Kleidern versehen waren. Sonst erhielt der Statthalter, wie er uns selbst berichtet hat, auch nicht einen einzigen Brief zu seiner oder unserer Beruhigung, noch lies man uns einige Erleichterung für die Zukunft, da wir doch wußten, daß man das Unglük und den elenden Zustand der Kolonie nach England berichtet hatte, hoffen. Am seltsamsten kömmt uns aber die Fortsezzung dieser schlechten Behandlung und dieser Verachtung, mit welcher man dem Statthalter und uns begegnete, vor, da das nämliche Schiff uns die Nachricht mit überbrachte, daß die Kompagnie ihr Eigenthum von diesen Inseln an eine neue Kompagnie für die Summe von vierzig tausend Pfund Sterling verkauft, und daß man eine Subscription von mehreren Millionen eröffnet

habe,

habe, um diese Kolonie in die Höhe zu bringen, und den Handel festzusezzen. Wir wurden schon in dem verflossenen Brachmonat verkauft; seit der Ankunft des gedachten Schiffes sind schon wieder sieben Monate verflossen, und doch erscheint keine Hülfe. Ja die Garnison wäre so gar in Gefahr gewesen zu verhungern, wenn der Statthalter nicht die Provision mit Gewalt aus den Magazinen der Kompagnie genommen hätte, in welche sie erst angekommen war. — Er ward nachher genöthigt seine eigne Person in Gefahr zu sezzen und nach Süd-Karolina zu gehn um Lebensmittel, Kleider, Arzneien und andere Bedürfnisse zur Erhaltung seiner Garnison einzukaufen; da man sowohl in dieser Kolonie als in den benachbarten Orten sich weigerte seine Wechsel anzunehmen. Zu allem Unglük ward er noch gezwungen nach England zu gehen, um den wahren Zustand der Sache vorzutragen, indem gedachter Gohier ihm öffentlich gedrohet hatte, er werde bei der Ankunft des täglich erwarteten neuen Statthalters gefänglich eingesezt, seine Wechsel nicht bezahlet, und er werde seines Vortheils von der Kompagnie verlustig erkläret werden; da er doch so vieles zu derselben Bestem gethan hat, da ohne seine Bemühung die Kolonie lange zuvor wäre verlohren gewesen, ehe man sie hätte verkaufen können. Wir

sind versichert, daß nur die Hoffnung endlich alle Schwürigkeiten zu überwinden und sich durch Rettung der Kolonie einen Ruhm zü erwerben ihn so lange aufgehalten hat.

Wir nehmen uns die Freiheit zu sagen, daß unser Elend und die Art wie man uns darinn verlassen hat, nur daher kömmt weil keine Macht vorhanden ist eine Versammlung zusammen zu berufen, weil die Kolonie in den Händen der Eigenthümer und ihrer Gesellschaft ist, welche nicht hinlängliche Macht haben, um ihre Errichtungen gehörig zu unterstüzzen und zu vertheidigen, wie es eine neue Kolonie erfordert; und endlich weil diese Kolonie aus Mangel an Unterstüzzung auf so schwachen Füßen stehet. — Diese Betrachtung hält alle reichen Leute ab, sich bei uns niederzulassen, überzeugt, daß keine Privatkompagnie Nuzzen daraus ziehen könne, so lang die Sachen sich so befinden, in einer Zeit da sie Vortheil davon erwarten sollte; und daher verläßt man uns.

Da aber die Lage der Kolonie und ihr Werth von großem Betracht sind, so hoffen wir von der Gütigkeit Sr. Majestät und von der Weisheit der Nation, die Krone werde diese Kolonie nicht zu Grunde gehen lassen, die bald in die Hände

der

der Seeräuber fallen muß, wenn sie nicht ohne Zeitverlust die benöthigte Hülfe erhält.

Da die Kolonie, die Garnison Sr. Majestät, und die Handels-Affären in dem Zustande sich befinden, wie wir ihn hier geschildert haben, so glaubten wir, unsere Pflicht gegen das Land und gegen Se. Exzellenz den Statthalter, sowohl als auch gegen die Garnison Sr. Majestät, erfordere einen Bericht von diesen Sachen abzulegen, so viel es in einem Memoriale möglich ist, um, so viel in unserer Gewalt ist, unserm Statthalter Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und den Ungerechtigkeiten zuvor zu kommen, die man ihm bei seiner Ankunft in England, wenn es Gott gefällig ist, ihn glüklich dahin zu bringen, erweisen könnte, um seine gute Absichten für das Wohl des Landes und der Kolonie zu zernichten. Wir können nicht weniger für ihn thun, da wir nächst Gott ihm allein die Erhaltung unserer Kolonie zu danken haben, und da er alles dieses mit unaussprechlicher Mühe und Beschwerlichkeit thun mußte, ohne daß er einige Absichten auf sein besonderes Interesse dabei gehabt hätte.

Dies sind die Beweggründe, welche uns getrieben haben Ihm diese Wahrheiten, von wel-

chen wir Augenzeugen waren, vorzutragen und ihnen zu zeigen mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten er und wir seit zween Jahren nnd acht Monaten zu kämpfen hatten.

Unterschrieben von dem Rathe und den vornehmsten Einwohnern, den 21sten März 1720. 1721.

XV.

XV.

Beschreibung der afrikanischen Insel Zuahni.

(Aus Sullivan's Reisen eines morgenländischen Philosophen.)

Zuahni liegt am südlichen Einfluße des mozambikischen Kanals, und enthält ungefähr 20000 Einwohner. Nach der Natur des Bodens, der Nachbarschaft der Insel Komoro, und einem ihrer Hügel zu urtheilen, der einen unaufhörlich wüthenden Vulkan enthält, so ist Zuahni wahrscheinlich durch unterirdische Feuer ausgeworfen worden. Sie trägt die stärksten Merkmale, daß sie durch eine Eruption entstand. Ihre Lage begünstiget, wie schon gesagt, diese Vermuthung da man dergleichen Auswürfe im Meere schon öfters bemerkt hat, wie andre Inseln des Mittelmeeres, wie auch die Insel St. Helena und andere nebst denenjenigen Theilen des festen Landes, welche nicht weit vom Meer abliegen, beweisen können.

Zuahni hat die Gestalt eines halben Zirkels. Ihre äusserlichen öffentlichen Küsten sind sehr schön, mit einem jungen Grün bedekt, sehr gesund zu bewohnen, und werden fleißig von den Schiffern besucht. Zwei Reihen hoher Hügel theilen sich von Norden nach Süden, davon die erste unfruchtbar, dürr und felsicht ist. Die andere erhebt sich in Gestalt eines Amphitheaters, bis in die Wolken, und ist bis auf den Gipfel mit dem schwelgerischen Wuchs von mancherlei Grün bedekt. Von dem Gipfel und den Sitten dieser Gebirge ströhmen Bäche und Flüsse des reinsten Wassers herab, bilden kleine erfrischende Kaskaden und schleichen in mannigfaltigen Krümmungen durch das Thal. An den Ufern dieser lieblichen Ströme weidet Vieh von ausserordentlicher Schönheit und Menge, und Früchte von der herrlichsten Gattung, die im schwelgerischen Ueberflusse hier wachsen, machen die Landschaft zum Paradiese.

Die ersten Einwohner von Zuahni waren wahrscheinlich aus Mozampique oder dem festen Lande von Afrika; die Aehnlichkeit der Gesichtszüge und der Farbe weißt dieses aus. Sie haben gleich jenen, wolliges Haar, und auch ihre Sprache ist die nämliche. Sie sind ein frohes, höfliches, gastfreies Volk. Der Fürst und die vornehmsten Einwohner dieses Landes stammen aus einer

einer andern Gegend; sie sind von einer leichten Olivenfarbe, haben langes Haar und sprechen gebrochenes Arabisch. Die Religion der Vornehmern dieses Volks, und auch der meisten unter den Einwohnern ist die mohammedanische. Sie haben regelmäßige Moscheen; ihre Priester werden in grosen Ehren gehalten, und man liest den Koran in der arabischen und Grundsprache bei ihnen.

Der Sultan von Zuahni stammt von einem vornehmen Araber her, welcher vor ungefähr hundert Jahren genöthigt ward, aus seinem Vaterlande zu ziehen. Da er und seine Anhänger das Meer nach einem Zufluchtsorte durchstreiften, landeten sie von ungefähr an Zuahni. Die Gegend bezauberte sie. Hier fanden sie alles, was sie brauchten, und die Einwohner waren von solcher verdachtlosen guten Gemüthsart, und so gefälliger Laune, daß alles, was sie besaßen, ihren Besuchern zu Gebote stand, deren höhere Einsichten und ausgebildetere Gemüthsgaben ihnen eine Art von Ehrfurcht einflößten. Hier ruhten also die Araber von ihren Mühseligkeiten aus, und hier nahmen sie sich augenbliklich einer Herrschaft an, die man ihnen gern und ohne allen Zwang überließ.

Die dankbare Erinnerung an die gutherzige Aufnahme, welche ihre Vorältern hier gefunden hatten, machte die Beherrscher von Zuahni auf gleiche Art geneigt, allen Unglüklichen und Bekümmerten

kümm=

kümmerten ähnliche Güte widerfahren zu lassen, wovon ich ein Beispiel anführen will.

Im Jahr 1774 scheiterte ein Schiff von der englischen Ostindienkompagnie, das durch einen Irrthum hieher gekommen war, an den Felsen dieser Insel, welche sich an der Abendseite hinziehen. Keiner von der Mannschaft kam um. Der Sultan eilte, so bald er von diesem Zufalle hörte, von seiner etwas entfernten Residenz herbei, und begab sich, so nahe als möglich, an den Ort wo das Schiff lag. Hier nahm er mit seinen Vornehmsten seinen Stand, und schikte augenbliklich seinen Befehl an seine Unterthanen, daß jedermann auf seyn sollte, die Güter der Fremden zu retten. Hierauf besorgte er den Gestrandeten ihre Wohnung, und versahe sie mit allem, was sie brauchten. Er selbst hatte die Aufsicht über dieses Werk der Menschenliebe, und sorgte, daß seine Befehle vollzogen würden. Auf diese Art fuhr dieser edle Fürst fort in seiner Arbeit, besuchte jeden Tag in Person die Küste, die dem Wrak die nächste war, und ließ nicht ab, bis jeder Theil der Ladung gerettet wurde. Er nahm darauf alles in Verwahrung, und hob alles, auch die grösten Kleinigkeiten, mit der grösten Gewissenhaftigkeit auf, bis alles beisammen war, und er die Verunglükten zu sich kommen ließ, um ihnen das, wozu ein jeder Recht hatte, auszutheilen. Diese

edle

edle Menschenliebe, dieser grosmüthige Schuz, und diese liebreiche Gastfreiheit, welche der gesittetsten Nazion Ehre machen würde, wurde von der englischen Kompagnie mit der lebhaftesten Dankbarkeit aufgenommen, welche sie dem Sultan und seinen Vornehmsten mit einem sehr wohlgewählten Geschenke bezeugten.

Das Volk daselbst ist glüklich, von froher Laune, lebhaft, gastfrei und höflich. Sie athmen die Luft, die Luft der Freiheit, und sind voll Mitleid und Menschenliebe. O bleibt lange so, ihr unschuldigen Kinder der Natur! Genießt lange euere Freiheit! — bleibt lange die ungestörten Besizzer eurer niedrigen Hütten! — Ach, wie gros ist der Kontrast zwischen Euch und den Elenden, welche in einer Europäischen Kolonie von Eurer Nachbarschaft arbeiten! — „In der Insel St. Mauritius," sagt ein französischer Schriftsteller, welcher diese Gegenden im Jahr 1773 besuchte, werden die unglüklichen Kaffern wegen des kleinsten Versehens grausam gepeitscht. Meine Augen sind müde zu sehen, meine Ohren zu hören, und meine Feder zu schildern, all diese Schrekkensbilder, und das durch Mark und Bein dringende Klagen dieser Unglüklichen. Einige von den Einwohnern schließen Lustparthien, um diese Elenden, die sich etwa in den Wäldern verstekt haben, zu jagen. Sie stellten einen Neger auf, als ob er ein Stük

Wild

Wild wäre; wenn sie ihn nicht niederjagen können, so geben sie Feuer auf ihn, schneiden seinen Kopf ab, und bringen denselben auf einer Stange gestekt, in grosem Triumph nach der Stadt zurük. Hievon kann ich in jeder Woche einen Augenzeugen abgeben. Selbst das Alter wird nicht verschont; und wenn ein Sklave zu alt zur Arbeit geworden ist, so schikt man ihn fort, daß er sein Brod suche, wo er will, oder umkomme. Ich sah eines Tages so ein armes Geschöpf, das nichts als Haut und Bein war, das Fleisch von einem todten Pferde abschneiden, um sich zu sättigen; ein Geripppe zehrte von dem andern. „O ihr Frauenzimmer," — fährt dieser Advokat der Menschheit an einem andern Orte fort, ihr zärtern und weichherzigern Geschöpfe, die ihr bei einem Roman oder einem Trauerspiel Thränen vergiessen könnet, wie wird euch zu Muthe, wenn ihr bedenkt, daß tausend Dinge, die Euch Vergnügen machen, mit Thränen und Menschenblut benezt sind, vielleicht irgend einem Unglüklichen das Leben gekostet haben!

Ueber

hat Herr Bri
französische

1)
2)
3)
4)
5)
6)
7)
8)
9)
10
11
12
13
14
15
16

S. 31. Z. 10. st. Thieribon l. Tsieribon.
— 32. Z. 12. von unten st. Sonsonhounam l. Sousouhounam.
— 45. Z. 10. von unten st. Er l. Es.
— 47. Z. 10. von unten st. in Landschaft l. in der Landschaft.
— 73. Z. 2. von unten st. Federu l. Federn.
— 74. Z. 2. von unten st. kommen l. kamen.
— 81. in der Mitte st. Hr. Tovias l. Hr. Tobias.
— 115. Z. 8. von unten st. Ablus l. Abbés.
— 134. in der Ueberschrift st. Hrn. von Rede l. Hrn. von Reck.
— 154. Z. 5. von unten st. dann l. den.
— 155. Z. 7. von oben st. brnachbarten l. benachbarten.
— 156. Z. 9. von unten st. wvllen l. wollen.
— 159. Z. 1. von oben st. erzehlen l. erzählten.
— 180. Z. 2. von unten st. Geschikke l. Geschiebe.
— — Z. 1. von unten st. Bergskollegium l. Bergkollegium.
— 185. Z. 9. von unten st. Phänomenon l. Phänomen.
— 191. Z. 6. von unten st. Phänomenons l. Phänomens.
— 192. Z. 1. von oben st. Phänomenon l. Phänomen.
— 193. in der Mitte st. Jean Pier l. Jean Ker.
— 196. Z. 4. von unten st. nenen l. neuen.

Zusaz.

Der Seite 107. des 2ten Theils dieser Sammlung erwähnte Herr von Baniowski ist der nämliche, dessen Lebensgeschichte kürzlich erschienen ist.

d. H.

Bayerische Staatsbibliothek München

Anzeige
der erheblichsten Drukfehler.

Erster Theil.

Seite 16. Zeile 14. von oben statt rauchen lese man rauchten.
— 92. Z. 2. von oben st. besizten l. besizzen.
— 105. Z. 8. von unten st. besizt l. besezt.
— 118. Z. 3. von oben st. besizten l. besizzen.
— 122. Z. 2. v. ob. st. wahrscheinliche l. wahrscheinlicher Weise.
— 132. Z. 3. von oben st. Zenge l. Zeuge.
— 133. Z. 1. von oben st. unierworfen l. unterworfen.
— 134. Z. 12. von oben st. so daß die Anleihen machen von Bengalen aus, daß immer die andern Präsidentschaften unterstüzt, ansehnliche Hülfsgelder hätten suchen müßen, lese man: so daß sie muß Anleihen machen von Bengalen, das immer die andern Präsidentschaften unterstüzt, welche ansehnliche Hülfsgelder suchen müssen.
— 141. Z. 1. von oben statt außordentliche l. außerordentliche.
— 145. Z. 11. von unten st. Phananerang l. Phanerang.
— 167. Z. 13. von unten st. obschoner l. ob er schon.
— 183. in der Mitte st. Saint Sierre l. Saint Pierre.
— 189. Z. 1. von oben st. 1775. l. 1675.

Zweiter Theil.

S. 2. Z. 2. von oben st. schmerze l. schmerzte.
— 23. Z. 7. von unten st. der l. die

S. 31.

Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811

Unterhaltungen für Freunde der Länder und Völkerkunde. Oder Sammlung kleiner, interessanter und noch ungedrukter Reisebeschreibungen, geographischer Nachrichten, Aufsäzze und Auszüge zur nähern Kenntniß minder bekannter Länder und Völker In zween Theilen
Bd.: 2

Stutgart (1790)

Geo.u. 479-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430159-7
VD18 80034942-001